

Aufsätze und Bücher

1. Philosophische Gesamtdarstellungen, Erkenntnislehre und Metaphysik. Religions- und Kulturphilosophie

Salzburger Jahrbuch für Philosophie und Psychologie 1 (1957), hrsg. von den Professoren des Philosophischen Institutes in Salzburg. 8^o (248 S.) Salzburg 1957, Pustet. 21.50 DM. — Das neue Jahrbuch des rührigen Salzburger Philosophischen Instituts bringt eine bunte Fülle von Studien. Natur-, geschichts- und rechtsphilosophische, erkenntnistheoretische, empirisch-psychologische und nicht zuletzt philosophiegeschichtliche Fragen treten auf den Plan. Die Universalität einer Philosophie aus echt „katholischem“ Geist gibt sich hier ein neues, eindrucksvolles Zeugnis. Man darf erwarten, daß die folgenden Bände die Höhe des 1. Bandes halten. — Aus dem Reichtum des Gebotenen seien einige Arbeiten besonders gewürdigt. Die ausführliche und sorgfältig belegte Untersuchung von *J. Schächer* (157—238) läßt wohl kaum einen Zweifel mehr offen, daß *J. Zürchers* Hypothese in bezug auf das *Corpus Aristotelicum* (vgl. auch Schol 28 [1953] 411 f.) verfehlt ist. Das mühsame, bis in alle Einzelheiten gehende Abwägen der Gründe und Gegengründe, unter Heranziehung der bisherigen vielfältigen Kritik aus dem Fachschrifttum, macht es auch einem Nichtspezialisten evident, wie gewagt es erscheinen muß, *Theophrast* als den Verfasser des *C. A.*, so wie es uns heute vorliegt, zu bezeichnen. — Die „Glossen über den gemäßigten Realismus“ von *J. Bauer* (49—71) möchten die gesamte aristotelisch-scholastische Tradition in der Lehre von der Univozität der Allgemeinbegriffe umwerfen. Und doch findet das Problem, soweit *B.* es sichtet, seine Lösung in der alten Unterscheidung zwischen „metaphysischer“ und „physischer“ Analogie, von denen erstere den generischen und spezifischen Allgemeinbegriffen als solchen nicht zukommt, letztere wohl: sie ist es, die, recht verstanden, die „Starrheit“ der begrifflichen Univozität mildert. — Einen spekulativ imposanten Beitrag liefert *B. Thum* mit seiner ganz aufs Sachlich-Theoretische eingestellten Abhandlung: „Ontologie der Zeit nach objektivierender Betrachtungsweise“ (7—31). Es wäre nur zu wünschen, daß seine Gedanken das ihnen gebührende Echo fänden. Die „rein objektivierende Betrachtungsweise“ vermeidet den Ausgang vom Zeiterlebnis der je eigenen Subjektivität, das dem „gegenwärtigen Jetzt“ einen ontologischen Vorrang zuerkennt. Um nur auf das eine hinzuweisen: Die Analyse scheint zu ergeben, daß „Zeit sich erstmals als Ordnung zwischen seinen (d. i. des substantiellen Möglichkeitsgrundes) Akten begründet“ (24); es bleibt also bei der Feststellung des hl. *Thomas*, Zeit betreffe nicht eigentlich das Sein selbst, sondern die „actus secundi“. Das substantielle Subjekt wird daher als „unzeitlich“, „überzeitlich“ usw. angesehen (19 21 22). Gerade hier empfindet man aber eine unüberwindliche Schwierigkeit. Zeithaftigkeit sollte doch so etwas wie „Erstreckung“ des Daseins selbst besagen, was freilich in die Nähe der genialen Formulierungen von *Suárez* führt, die *Th.* seinerseits nicht gelten läßt (10 26). Dazu scheint ihn vor allem die sehr gute Beobachtung zu bestimmen, daß dessen Theorie dem Existenzakt selbst „Teilbarkeit und Bewegtheit“ zuschreiben muß — so daß in ihm „noch einmal ein Unterschied zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit“ bestünde (vgl. 10). Warum aber sollte das Phänomen der Zeithaftigkeit, eines der geheimnisvollsten im Umkreis unseres Erfahrens und Denkens, nicht u. U. eben doch über eine Auffassung des (endlichen) Seinsaktes hinausdrängen, die in einer gewissen Hinsicht eher vor-gefaßt, jedenfalls stark apriorisch gefärbt erscheint? Die rein ontologische Deutung des „esse“ sollte der Lösung der aufgeworfenen Fragen vielleicht nicht nur „vorstehen“, wie *Th.* schreibt (26), sondern sich an den befragten Phänomenen auch erst einmal orientieren. — Gerade auf den letzten Seiten entwickelt *Th.* übrigens noch geistreiche Gedanken zum Problem der Bewegung überhaupt, auch im Zusammenhang mit den Zenonischen Paradoxien. Seine eindringende, obschon stellenweise nicht ganz leicht lesbare Analyse erneuert die alten spekulativen Fragen auf hoher Ebene. *Ogiermann*

Verneaux, R., *Esquisse d'une théorie de la connaissance. Critique du Néo-Criticisme*. 8^o (250 S.) Paris 1954, Beauchesne. — V. will die Grundzüge einer realistischen Erkenntnistheorie in Auseinandersetzung mit dem französischen Neukritizismus Ch. Renouviérs (1815—1903) darlegen. Er hat gerade Renouvier gewählt, weil in ihm die verschiedensten Strömungen der modernen idealistischen und subjektivistischen Philosophie zusammenfließen. Die Auseinandersetzung mit Renouvier bestimmt die Haupteinteilung des Buches: 1. Theorie der Vorstellung, 2. Theorie der Gewißheit. Die Vorstellungen bzw. Phänomene und ihr gesetzlicher Zusammenhang im Bewußtsein sind nach Renouvier der einzige Gegenstand unserer theoretischen Erkenntnis. V. zeigt demgegenüber, daß der Begriff des Phänomens den des Seins voraussetzt. Dasselbe gilt vom Begriff der Relation, der nach Renouvier die Kategorie aller Kategorien ist. Die Gewißheit ist nach Renouvier, wie das Urteil, das ihr Träger ist, ein Akt der Freiheit; entsprechend wird alle Gewißheit auf einen irrationalen „Glauben“ zurückgeführt. In seiner Kritik zeigt V., daß grundlegend für die Erkenntnis die Evidenz ist, nicht die Freiheit. Das Schlußkapitel weist darauf hin, daß es nicht angeht, wie Renouvier es versucht, die ganze Philosophie auf eine die Metaphysik ausschließende Erkenntnistheorie zurückzuführen. Gewiß ist das Sein ein Geheimnis, aber es ist nicht völlig unerkennbar.
de Vries

Brecht, Fr. J., *Vom menschlichen Denken. Beiträge zur Grundlegung einer philosophischen Anthropologie*. 8^o (254 S.) Heidelberg o. J., Schneider. 9.80 DM. — Die sieben Vorträge bzw. Vorlesungen aus den Jahren 1949 bis 1952, die das Buch zusammenfaßt, wollen in der Art des Heideggerschen Philosophierens von verschiedenen Seiten her das menschliche Denken zu Gesicht bekommen. Die Vorträge „Einstimmung in das Denken“ (9—27), „Denken und Dichten“ (163—186) und „Goethes Denken“ (215—225) kommen am ehesten zu einer begrifflichen Formulierung dessen, worum es dem Verf. geht. Abgelehnt wird das rein abstrakte, rechnerische oder gar formalisierte Denken, dem nur die leeren Hülsen übrigbleiben, erstrebt wird das „wesentliche Denken“ (15), in dem das Sein zum Leuchten kommt (21) und das den Menschen erst eigentlich werden läßt (26). Es ist der Dichtung verwandt; Denken wie Dichtung bringen, wie mit Berufung auf Thomas von Aquin gesagt wird, beide das Mirandum, das Staunenheischende, zur Sprache (168). Beide gehen von der Grunderfahrung des Seins aus, die der Mensch in seinem „Herzen“ als dem Zentralorgan seines ungeteilten Gesamtseins macht (175). Philosophisches Denken ist die begriffliche Auslegung dieser Grunderfahrung, Dichtung ist ihre Klang-, Wort- und Gestaltwerdung. Echte Dichtung ist nicht bloß Gefühlserguß, sondern will die Sinniefe des Daseins im Wort beschwören (176). Andererseits geschieht in jeder großen Philosophie die Abstraktion erst auf Grund einer Intuition. Das damit gemeinte „ursprünglich gestimmte, bildhaft-konkrete Denken“ (ebd.) soll an Goethes Denken erläutert werden. Sein Denken ist schauendes Denken, in dem Idee und Erfahrung verbunden sind, nicht im Sinne Kants, der die im Geist liegende Idee an den von sich aus ideenlosen Erfahrungsstoff herangebracht werden läßt, sondern in dem Sinn, daß die Idee im Erfahrenen eingeschlossen ist (221). Diese „Idee“ ist das Sein selbst (ebd.), das im Erfahrenen enthalten und doch auch wieder unendlich über alles Seiende hinaus ist (222). Die übrigen Beiträge suchen das konkrete Denken von anderen Seiten her zu fassen. Der Vortrag „Wahrheit und Krankheit: Das Schicksal des Ödipus“ (29—51) sucht den Mythos als „elementare Darstellung und Aussprache des Seinsverhältnisses und des Selbstverständnisses des Menschen“ (33) zu erweisen, die Vorlesungsreihe „Der Traum als Element des Denkens“ (53—162) will durch Analyse einer Traumserie „Respekt... vor der tieferen Logizität des Menschenwesens“ wecken, „wie sie sich einem Denken am Leitfaden des Leibes auch im Traume bekundet“ (162). Der Vortrag „Von der Geschichtlichkeit des Denkens“ (187—213) legt im Sinne Heideggers die Geschichte der Seinsvergessenheit in der abendländischen Metaphysik seit Platon und ihrer Ausmündung in den Nihilismus seit Kierkegaard und Nietzsche dar. Auch die heutige Existenzphilosophie, zu der sich Heidegger und der Verf. nicht rechnen, gehört noch in diese Linie (205). Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang das Bekenntnis zur wesenhaften Geschichtlichkeit des Seins (213). Der letzte Beitrag „Wandlungen

des Weltbildes in unserem Jahrhundert“ (225—253) sucht zu zeigen, daß von einem „Weltbild“ erst die Rede sein kann, seitdem die Welt „Objekt für ein Subjekt“ geworden ist (235), d. h. in der Spätphase der Neuzeit (236). — Sicher hält der Verf. mit Recht den entwurzelten, nur mehr formal ableitenden Verstand für ein Zerrbild der menschlichen Vernunft. Aber es gelingt ihm nicht, das „wesentliche Denken“ philosophisch völlig zu klären und entgegengesetzte Übertreibungen zu vermeiden. Am meisten tritt das in dem Abschnitt über Nietzsche (55—68) hervor, wo der Leib selbst als Vernunftsträger erscheint, der den Geist formt (59), das Bewußtsein dagegen nur als ein Oberflächenphänomen (60f.) oder, wie es später heißt, nur als „Wellengekräusel“ (95). Der Abschnitt über Goethe wird der Überlegenheit des Geistes mehr gerecht, aber auch hier bleibt die Möglichkeit eines Überstiegs über das, was die Scholastik „intelligibile in sensibili“ nennt, verborgen. Das schlußfolgernde metaphysische Denken wird nicht als Möglichkeit gesehen, es bleibt bei Phänomenologie und „Hermeneutik“ des Daseins. Damit dürfte es zusammenhängen, daß das „Sein“ doch nur das innerweltliche, geschichtliche bleibt. — Zu Heideggers Deutung der abendländischen Philosophiegeschichte hat sich J. B. Lotz schon wiederholt in dieser Zeitschrift geäußert.

de Vries

Haeberli, H., Der Begriff der Wissenschaft im logischen Positivismus. 8⁰ (174 S.) Bern 1935, Haupt. 11.45 sfr. — Die vorliegende Arbeit ist vor allem in methodischer Hinsicht interessant und originell. In der Einleitung wird kurz über die Geschichte des logischen Positivismus (gemeint ist der Wiener Kreis um Schlick, Neurath usw.) berichtet. Dann folgt der systematische Hauptteil. Da der Begriff der Wissenschaft den der Erkenntnis voraussetzt, so wird zuerst dieser selbst, der Gegenstand der Erkenntnis und ihre Darstellung in der Sprache und in den verschiedenen logischen Ausdrucksformen behandelt. Erst im 5. (Der Aufbau der Wissenschaft) und 6. Kap. (Wissenschaft und Philosophie) rückt das eigentliche Thema in die Mitte. Es wird also mehr geboten als der Titel vermuten läßt; praktisch wird die gesamte Lehre des logischen Positivismus miteinbezogen. Dabei zeigt der Verf. eine hervorragende Eignung zum neutralen Referieren und Registrieren. Er hat in insgesamt 110 mit kurzen Titeln versehenen Paragraphen die einschlägigen Gedanken aus den Werken von Wittgenstein, Schlick, Carnap, aus den Jahrgängen der „Erkenntnis“ und einigen Arbeiten von Russell (also in der Hauptsache aus dem deutschen Schrifttum vor dem zweiten Weltkrieg) mit großer Treue, vielfach mit wörtlichen Zitaten, gesammelt und so geradezu ein sauber gearbeitetes, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnetes Lexikon des logischen Positivismus geschaffen. Von einer eigenen Stellungnahme ist abgesehen, soweit nicht die spärlichen Andeutungen auf S. 15 und 21 f. und im Grunde das ganze Buch eine solche verraten. Im Dienste der raschen Orientierung und des Nachschlagens stehen auch die in Stichworten abgefaßte Übersichtstafel (148—151), das 16 Seiten füllende Sachregister und das Personenregister.

Pohl

Dubarle, R. P., Initiation à la logique (Collection de logique mathématique, A 13). gr. 8⁰ (91 S.) Paris 1957, Gauthier-Villars. 1400.— Fr. — Die Einführungen in die mathematische Logik sind bereits sehr zahlreich geworden. Dennoch ist diese Einführung nicht überflüssig. Sie faßt in kurzer, dem Anfänger angemessener Form die wichtigsten Ergebnisse auf diesem Gebiete zusammen. Bei dieser Art der Einführung besteht die Gefahr, daß wichtige Ergebnisse, wie z. B. die von Gödel, als zu schwierig unerwähnt bleiben. Aber gerade diese sind für das deduktive Denken als solches von grundlegender Bedeutung und zugleich von philosophischem Interesse. D. hat diese Gefahr mit Geschick vermieden. Im 1. Kap. wird der Zusammenhang der mathematischen Logik mit dem mathematischen Denken und der klassischen formalen Logik behandelt. Im 2. Kap. werden die wichtigsten Begriffe und Formalismen der mathematischen Logik erklärt. Das 3. Kap. umreißt in einer dem Anfänger angemessenen Form die Gödelsche Problematik. — Zu der Auffassung der Implikation und der Klasse, wie sie heute in der mathematischen Logik noch üblich ist, könnte man Bedenken äußern. Den darin liegenden Nominalismus muß man auch in der Logik nicht teilen, wenn man von Lorenzens operativer Begründung ausgeht.

Richter

Hermes, H., Einführung in die mathematische Logik (Ausarbeitungen mathematischer und physikalischer Vorlesungen, 19). 8^o (V u. 176 S.) Münster 1957, Aschendorff. — Das Buch bietet eine inhaltsreiche Einführung in die mathematische Logik. Der Verf. geht von einer semantischen Grundlegung aus, die auf folgender Festsetzung gründet: Eine Aussage ist ein sprachliches Gebilde, von dem es sinnvoll ist, zu sagen, es sei wahr oder es sei falsch. Das 2. Kap. ist der semantischen Grundlegung der Prädikatenlogik gewidmet. Das 3. Kap. behandelt das Kalkül des natürlichen Schließens, den Gödelschen Vollständigkeitssatz und seine Folgerungen. Im letzten Kap. werden noch einige ausgewählte Probleme der Prädikatenlogik behandelt (Homomorphie, Isomorphie, Tautologie, Bedeutung der Logik für die empirischen Wissenschaften und die Entscheidbarkeit der Aussagenlogik). Die Darlegung des Verf. zeichnet sich durch große Klarheit und Genauigkeit aus.

Richter

Beth, E. W., La crise de la raison et la logique (Collection de logique mathématique, A 12). gr. 8^o (50 S.) Paris 1957, Gauthier-Villars. 900.— Fr. — Diese Monographie enthält die Konferenzen, die der Verf. im Mai 1956 an der Universität Lüttich gehalten hat. Eine Versöhnung zwischen der mathematischen Logik und der Philosophie ist das große Anliegen des Verf. Allerdings ist es fraglich, ob der Friede durch den Fortschritt auf dem Gebiete der mathematischen Logik erreicht werden kann. Hier bringt B. ohne Zweifel interessante Ergebnisse der semantischen Methode, die zum großen Teil auf seine wissenschaftlichen Arbeiten zurückgehen. Dies mag alles wichtig und grundlegend sein für die Probleme der mathematischen Logik und die Grundlagen der Mathematik, aber diese Wissenschaften sind eben heute Einzelwissenschaften. Der Blick des Verf. ist zu einseitig auf das Formal-Logische („Rationale“) gerichtet. Hier besteht heute vielleicht eine Krise. Mit der Krise der Philosophie und ihrem „Irrationalismus“ hat sie wenig zu tun. Der Gebrauch der Worte „rational“, „irrationale“ und „ontologisch“ scheint uns nicht angebracht. Leider ist dies bei den Vertretern der mathematischen Logik heute allgemein üblich. Der Friede zwischen der mathematischen Logik und der Philosophie kommt erst dann zustande, wenn sich die Logik auf ihren einzelwissenschaftlichen Charakter und ihre Grenzen besinnt und die Philosophie gleichzeitig auf ihre eigentlichen Aufgaben. Das richtige Verständnis der Grenzfragen wird sich von da aus ergeben.

Richter

Menne, A., Was ist und was kann Logistik? 8 (15 S.) Paderborn 1957, Schöningh. 1.60 DM. — Die kleine Schrift enthält einen Vortrag, der über den Inhalt und die Bedeutung der Logistik gut unterrichtet.

Richter

Gnedenko, B. W., Lehrbuch der Wahrscheinlichkeitsrechnung. gr. 8^o (XII u. 387 S.) Berlin 1957, Akademie-Verlag. 29.50 DM. — Das inhaltlich und didaktisch ausgezeichnete Lehrbuch des russischen Wahrscheinlichkeitstheoretikers ist auch dem Leser, der vor allem an der erkenntniskritischen Problematik der Wahrscheinlichkeit interessiert ist, sehr zu empfehlen. Der Verf. sieht richtig die Gebundenheit des Wahrscheinlichkeitsbegriffs an die Erfahrung. Er geht nicht von einem Derivat der Abstraktion aus, von dem sich dann nachträglich schwer beweisen und erklären läßt, ob und wie es zur Wirklichkeit steht, sondern er beginnt mit dem konkreten Denken und entwickelt aus ihm den abstrakten Begriff der Wahrscheinlichkeit. Diese Auffassung vom Ursprung der mathematischen Begriffe wird auch der scholastische Leser teilen. In den elf Kapiteln werden folgende Probleme behandelt: Die grundlegenden Begriffe der Wahrscheinlichkeit, einer Markowschen Kette, der Zufallsgrößen und Verteilungsfunktionen, Theorie von Summen unabhängiger Zufallsgrößen, Theorie der stochastischen Prozesse, sowie die Elemente der Statistik. Am Schluß wird noch ein kurzer Abriss der Geschichte der Wahrscheinlichkeitsrechnung geboten. Für den westlichen Leser werden gewisse Redensarten in diesem geschichtlichen Anhang und bereits in der Einleitung (z. B. über den Zusammenhang dieser Wissenschaft mit dem dialektischen Materialismus) fremd klingen. Dies vermindert aber keineswegs den hohen Wert dieses Buches.

Richter

van der Waerden, B. L., *Erwachende Wissenschaft. Ägyptische, babylonische und griechische Mathematik (Wissenschaft und Kultur, 8)*. 8^o (488 S.) Basel 1956, Birkhäuser. 37.50 DM. — Die schon lange erwartete deutsche Übersetzung ist ein wertvoller Beitrag zur mathematisch-historischen Literatur und der antiken Kulturgeschichte überhaupt. Die älteren Werke (Cantor) sind infolge neuer Entdeckungen (babylonische Keilschriften) vollständig veraltet, während die neuere Darstellung von O. Becker (vgl. Schol. 30 [1955] 241) nur einen kurzen Überblick über diese Periode gibt. Das Buch ist exakt wissenschaftlich geschrieben und leicht faßlich. Aus dem reichen Inhalt sollen nur einige Tatsachen herausgegriffen werden, die uns das Neue in der Darstellung der Geschichte der Mathematik nahebringen können: Den pythagoreischen Lehrsatz hat Pythagoras in Babylonien kennengelernt. Die Geschichte der Algebra fängt jetzt nicht mehr mit Diophantos an, sondern zwei Jahrtausende früher in Mesopotamien. Dasselbe gilt für die Arithmetik. Was in der griechischen Überlieferung pythagoreisch genannt wird, könnte man wahrscheinlich besser babylonisch nennen. — Die Benennung auf die geschichtlichen Ursprünge des mathematischen Denkens dürfte wohl nicht nur von historischem Interesse sein. Auch die mathematische Grundlagenforschung dürfte gut daran tun, wenn sie sich heute, wo ein abstraktes axiomatisch aufgebautes System der Mathematik vor uns steht, ihrer geschichtlichen Ursprünge neu bewußt wird. Denn sie sind im wahren Sinn auch die Ursprünge dieses Denkens selbst. Lorenzens operativer Ansatz in der Begründung der Mathematik dürfte dazu einen Hinweis geben. Richter

Martin, G., *Einleitung in die allgemeine Metaphysik*. 8^o (152 S.) Köln 1957, Universitätsverlag. 4.80 DM. — Die Frage der Metaphysik nach dem Sein wird als Frage nach der Einheit verfolgt von der sokratischen Entdeckung des Allgemeinen über die Ideenlehre Platons zur Einheit als transzendentaler Bestimmung bei Aristoteles. Die von Platon selbst im Parmenides und Sophistes eröffnete Diskussion um die Ideenlehre wird echt weitergeführt von Aristoteles, dessen eigentliches philosophisches Problem ist: „nicht ob es die Ideen gibt, sondern wie es sie gibt“ (124 137 f.). Der Verf. interpretiert — aufs Ganze gesehen, gründlich und ausgewogen — ausgezeichnete Stellen der drei großen Philosophen. — Bedenken werden verursacht durch die gelegentliche Schlagseite zum Nominalismus (23 f. 83 147), die Ersetzung von „das Seiende“ — gut, daß das Deutsche, im Gegensatz zum Französischen etwa, dieses Wort besitzt! — durch „das Sein“ (57 118 ff. 141), die Übernahme der Schleiermacher-Übersetzungen (vgl. 95). Obwohl ‚eins‘ und ‚seiend‘ „keine neu hinzutretende sachhaltige Bestimmung“ aussagen, sind sie doch „reale Prädikate“! Der Satz „Sein und Einheit folgen allen Kategorien in gleicher Weise“, der die Analogie auszuschließen scheint, wird in der Folge zulässig erklärt (131 ff.). Die Meinung, die Metaphysik beginne erst mit Sokrates (13 u. ö.) oder gar den Spätdialogen Platons (101) dürfte (gegen 44) wohl nicht bestehen vor dem Denken der Parmenides und Heraklit, die beide über das unmittelbar Erfahrene zu übergreifend-begründender Einheit dringen. Trotz dieser Einschränkungen vermag das Büchlein recht wohl zu leisten, was sein Titel verspricht. Kern

Lotz, J. B., *Das Urteil und das Sein. Eine Grundlegung der Metaphysik*. 2., neubearbeitete und vermehrte Aufl. von „Sein und Wert I“ (Pullacher philosophische Forschungen, 2). 8^o (218 S.) Pullach bei München 1957, Berchmanskolleg. 18.30 DM. — Der Titel der 1. Aufl. von 1938 (vgl. Schol. 14 [1939] 102 ff.) wurde fallengelassen, weil die Schrift ohnehin nur den 1. Teil einer umfänglicheren Untersuchung darstellt und sich faktisch auf die große Voraussetzung einer gültigen Wertmetaphysik beschränkt, nämlich die Erschließung eines tragfähigen und fruchtbaren Seinsbegriffs. Diese Erschließung geschieht mittels einer metaphysischen Interpretation des „Urteils“, und so trifft der nunmehrige Titel den Inhalt genauer. — Der Text ist an zahlreichen Stellen abgeändert, teils gekürzt, teils erweitert; vor allem erreichen die fast immer irgendwie weiterführenden und zu tieferem Eindringen anregenden Fußnoten gegenüber früher etwa den doppelten Umfang. — In einem breit angelegten Nachwort (167—218) wird vor allem eine kritische Auseinandersetzung mit denen angebahnt, die sich mit der 1. Aufl. in Besprechungen oder auch im Zusammenhange größerer Studien befaßt haben. Die

weitaus wichtigste „Kontroverse“, diejenige mit J. de Vries (200—209; vgl. dazu Schol. 28 [1953] 382—399), dürfte durchaus noch nicht beigelegt sein: Daß das „ist“ der Urteilskopula (aus deren „metaphysischem“ Sinn ja wesentlich argumentiert wird) primär den Existenz-Akt meine, jeden anderen möglichen Sinn nur abkünftig davon und in Analogie dazu, müßte eigens aufgewiesen werden; dem Verf. „scheint“ es lediglich so (208). Und impliziert eine solche These nicht eine bereits zu gutem Teil ausgearbeitete Metaphysik des Seins (der Analogie des Seins)? Man müßte sich auch fragen, ob eine „Grundlegung der Metaphysik“ nicht eher phänomenologisch vorgehen als von der logisch-intentionalen Struktur eines vermittelten Erkenntnismodus ausgehen sollte. Auf jeden Fall wäre deutlicher herauszustellen, ob die angewandte Methode das Urteil als (im realistischen Sinne) wahr, d. h. als in seinem gültigen Bezug auf Realseiendes ausgewiesen, *voraussetzt*. — Was weiterhin diskutiert wird, geht auf das letzte Ergebnis der Analyse: Ist das unendliche, subsistierende Sein tatsächlich in jedem Urteil als dessen Möglichkeitsbedingung mitausgesagt? Der Verf. redet nun (so auch schon in den Anmerkungen zum Haupttext des öfteren) von einem „Diskurs“, der hier hereinspiele, freilich einem höchst eigentümlichen; nur so führe die metaphysische Deutung des Urteils zum subsistierenden Sein. Die im Corpus entfaltete These läßt einen „Diskurs“ (eine Schlußfolgerung, wenigstens als implizite) aber noch nicht sichtbar werden, obwohl einige der jüngsten Veröffentlichungen von L. darauf bereits thematisch eingehen (vgl. 214 f.). In diesem Punkte bleibt die angewandte Methode wohl noch am ehesten hinter dem jetzigen Standpunkt des Verf. zurück. Er betont denn auch (und das gilt kaum nur vom eben erwähnten Punkt), seine Untersuchung erfordere eine „wesentliche“ Neugestaltung (vgl. X), eine „völlige“ Neubearbeitung (218). Vorliegende 2. Aufl. bedeutet demnach eine Art Zwischenlösung und kann darum noch nicht in allem befriedigen. — Hingewiesen sei auf die ausführliche Stellungnahme zu Heideggers Theorie des Urteils und der Wahrheit (181—200). Hier verrät der Verf. wieder einmal, wie sehr es sein Anliegen ist, im Kontakt mit dem ursprünglichen Denken der Gegenwart zu philosophieren. Ogiermann

Rahner, K., Geist in Welt. Zur Metaphysik der endlichen Erkenntnis bei Thomas von Aquin. 2. Aufl., im Auftrag des Verf. überarbeitet und ergänzt von J. B. Metz. 8^o (414 S.) München 1957, Kösel. 29.50 DM. — Die Neuauflage zeichnet sich vor allem aus durch eine sorgfältig überlegte, durchgreifende Gliederung des Textes, d. h. wesentlich der einzelnen Paragraphen in Unterabschnitte. Schon das bedingte da und dort eine gewisse Neufassung der Übergänge. Auffälligere Einschübe und Erweiterungen des Textes selbst liegen an wenigen Stellen vor, so vor allem 71—73, wo der Ausgangspunkt der Metaphysik in der metaphysischen Frage (der einzig *notwendigen*, nämlich der nach dem Sein im Ganzen) genauer umschrieben wird, ferner auf den Seiten 82 83 85 179 191—192 208—209 393. Rahner hat dieser Neubearbeitung aus der Feder von J. B. Metz seine vorbehaltlose Zustimmung erteilt (vgl. Vorwort). Und es ist kein Zweifel, daß das imposante Werk an Durchsichtigkeit und somit auch Lesbarkeit gewonnen hat. — Da der Gesamttext, also die Thematik als solche und der Gang ihrer Entfaltung, unverändert geblieben ist, genügt hier ein Verweis auf die Rezension der 1. Aufl. (Schol. 15 [1940] 404 bis 409). Dem dort gebotenen Referat braucht nichts hinzugefügt zu werden. Von den zugleich zur Sprache gebrachten Bedenken sei hier auf zwei zurückgekommen. Zunächst dürfte es immer noch fraglich sein, ob das „Sein“ *erstmalig* im „Urteil“ erscheint, da ich ja das Urteil mit dem Gegenstand muß vergleichen können (etwa das „Bewußtseinsurteil“ mit seinem Gegenstand, einem Bewußtseinsvorgang): ich muß also im Gegenstand „verwirklicht“ finden, was ich im Urteil behaupte, muß es daher, vornehmlich das „Sein“, das „actu esse“, vorgängig zum Urteils-Ausdruck bewußt haben können, irgendwie „erfahren“ können. Dann aber läßt es sich auch aus dem Gegenstand abstrahieren, und eines apriorischen Vorgriffs auf Sein (als Bedingung der Möglichkeit gegenständlicher Erkenntnis überhaupt) scheint man nicht zu bedürfen. Daß alle Abstraktion ihrerseits des Vorgriffs bedürfe, wird m. E. nicht so evident gemacht, daß das angedeutete Vorgehen unmöglich würde. — Dunkel bleibt schließlich immer noch der Aufweis eines Vorgriffs auf das „esse infinitum“, auf Gott. Wenn man schon von einem Vorgriff reden will, bezieht er

sich dann nicht etwa auf „Welt“ als das Gesamt aller möglichen (endlichen) Gegenstände? Auch so ginge er nicht auf nichts, obschon nicht auf etwas, was je selbst Gegenstand werden könnte, und jeder mögliche Gegenstand würde sich im Hinblick auf „Welt“ in seiner (relativen) Begrenzung enthüllen (zu dieser Enthüllung, auf die in der Theorie soviel ankommt, bräuchte es also nicht eines Vorgriffs auf Unendliches). „Welt“ bliebe dann zwar auch endlich, aber nicht mehr im gleichen Sinne, wie Gegenstände „in“ ihr begrenzt wären. Und wie kann man zeigen, daß geistige Erkenntnis, die sich aufs Seiende als solches erstreckt und somit auf alles Seiende, eben deshalb auf ein Sein bezogen sei, das die Möglichkeit eines *ens absolute* als Gegenstand (im analogen Sinn) zuläßt und fordert? So daß es einen „Gegenstand“ geben müßte, der „die Weite des Vorgriffs restlos ausfüllen“ würde (190)? Ist „ein absolutes Sein“ denn überhaupt ein „möglicher Gegenstand in der Weite des Vorgriffs“? Und weiß ich a priori um die „Möglichkeit“ absoluten Seins? Hat es einen Sinn, zu sagen, die „Weite des Vorgriffs“ müsse jemals restlos ausgefüllt werden können? Freilich wird Gott nach R. so nicht Gegenstand „erster Ordnung“; Metz fügt hinzu, daß eine „gegenständlich-thematische Gewußtheit“ Gottes das Anliegen eines eigentlichen Gottesbeweises sei. Dennoch scheint auch das „ungegenständlich-unthematische“ Wissen um Gott im Wissen um die apriorische Weite des *esse commune*, auf das der Vorgriff geht, zumindest einen differenzierten Aufweis zu verlangen; der jetzige Text hat darüber nur fünf kurze Sätze. — Wären diese und ähnliche Fragen genauer ausgearbeitet und beantwortet, dann möchte man nicht anstehen, „Geist in Welt“ die überzeugende Darstellung thomistischer Erkenntnistheorie zu nennen.

Ogiermann

Jolivet, R., *Le Dieu des Philosophes et des Savants* (Je sais — je crois, 15). 8^o (126 S.) Paris 1956, Fayard. 300.— Fr. — Die Schrift gibt eine Darstellung der philosophischen Gotteslehre für weitere Kreise. Daß dabei den Gottesbeweisen bei weitem der breiteste Raum (15—78) zuerteilt wird, ist sicher berechtigt. Zuerst legt J. die „moralischen“ Beweise als die konkreteren und der Erfahrung näheren dar: Beweise aus den sittlichen Normen und der sittlichen Verpflichtung, aus der Bestimmung des Menschen, aus der Allgemeinheit des Gottesglaubens, und — eine Besonderheit — aus der mystischen Erfahrung, die wegen ihrer Wirkungen nicht als Täuschung betrachtet werden könne. Es folgen die „metaphysischen“ Beweise. Zunächst werden die Einwände einiger für das französische Sprachgebiet besonders bedeutsamer Gegner der Gottesbeweise geprüft und zurückgewiesen. Kant gehe von einem „empiristischen Postulat“ aus (24); die Beweisführung J.s ist hier dürftig. Bei Brunshvig ist der Hauptfehler, daß er die metaphysische Analogie nicht kennt; es gibt für ihn im Grunde nur eindeutige Begriffe und bloße Metaphern. Le Roy hält die Gesamtwirklichkeit selbst für den Vollzug der Kausalität (*causalité en marche*); darum erübrige sich die Frage nach ihrer Ursache. Sartre meint, ähnlich wie N. Hartmann, wenn Gott existierte, wäre er kontingent, da ihm nichts die Notwendigkeit zu sein auferlege. In der Darlegung der metaphysischen Beweise selbst kommen zuerst die apriorischen Beweise zur Sprache, zu denen J. außer dem ontologischen Argument den Beweis Descartes' aus der Idee des Vollkommenen rechnet, die wir uns nicht selbst erworben haben könnten. Die Beweise a posteriori werden im Anschluß an die fünf Wege des hl. Thomas gegeben, zum Teil sogar mit dessen Worten. Man wünschte hier ein ursprünglicheres Eigendenken und, namentlich beim teleologischen Beweis, mehr Anschaulichkeit. Gewiß ist es richtig, daß die Biologie *allein* keinen Gottesbeweis liefern kann (77), aber sie kann recht wohl den Ausgangspunkt für die philosophische, metaphysische Beweisführung abgeben. Die folgenden Kap. entwickeln in Kürze die Attribute Gottes, bringen eine Kritik des Pantheismus und legen die Lehre von der Schöpfung und der göttlichen Vorsehung dar. — Das Kantzitat S. 73 unten stimmt nicht. Kant sagt im „Beschluß“ der Kritik der praktischen Vernunft nicht, „der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir“ seien das klarste Zeugnis der Existenz Gottes, sondern nur, sie erfüllten das Gemüt immer wieder mit Bewunderung und Ehrfurcht. Der erste der S. 81 Johannes von Damaskus zugeschriebenen Texte stammt in Wirklichkeit von Gregor von Nazianz (Orat. 45, 3).

de Vries

Pucelle, J., *La source des valeurs. Les relations intersubjectives* (Problèmes et doctrines, 14), kl. 8^o (XIV u. 219 S.). Paris 1957, Vitte. 840.— Fr. — Auf die Frage, die der Titel einschließt, gibt der Untertitel die Antwort: „Die Beziehungen von Person zu Person“ (so wird man „intersubjectives“ übersetzen dürfen). Sie sind nach dem Verf. „die Quelle aller Werte“ (164). Die vorbereitende erste Studie erläutert die wertändernde Kraft der menschlichen Freiheit auf Gebieten, die deren Einfluß am stärksten entzogen scheinen, z. B. in den Wirtschaftsgesetzen (Markt und Börse). Schon das Kind überläßt einem Spielgefährten sein Spielzeug, um es sogleich wieder von ihm zurückzufordern: der Gegenstand wird für es erst wertvoll in der Vermittlung durch das Begehren des anderen. Die zweite Studie gibt eine Art Phänomenologie der Grundbeziehungen, in denen die Werte aufscheinen: Subjekt-Objekt; Subjekt-Subjekt (Ich-Du, Er als „der Dritte“, Wir); Subjekt-Objekt-Subjekt. Die folgende Untersuchung über die Objektivation der Werte legt in Auseinandersetzung mit zeitgenössischem Philosophieren eine Lanze für die positive Bedeutung des Juridischen, Institutionellen, Anonymen, Zeremoniellen in der Verwirklichung der Werte ein. Die letzten beiden Studien handeln nach plotinischem Schema von Ausgang und Rückkehr der Werte, ihrer Differenzierung in den Weltdingen und ihrer letzten Begründung in dem „gottmenschlichen“ Bezug der Religion, dessen Vollendungsform Hingabe und Opfer sind. — Die häufige Berufung auf Lavelle und Le Senne, denen das Bändchen gewidmet ist, auf Madinier, Nédoncelle, Guilton unterrichtet über die geistige Heimat P.s, der Professor in Poitiers ist. P. breitet eine Fülle trefflicher Beobachtungen und Bemerkungen vor uns aus. Ein Beispiel: „Das Duzen hat keine magische Kraft. Die Intention bestimmt seinen Wert. Es gibt eine Nähe, die erniedrigt, und eine Distanz, die aufhört“ (56). Vieles überzeugt in seiner Ausgewogenheit. Daß der Bereich des Rechtes wohl zu äußerlich-legalistisch gesehen (97 f.) oder eine evolutionistische Auffassung der Religion vorausgesetzt wird (163), fällt im ganzen wenig ins Gewicht. Der Verf. fordert auch die metaphysische Reflexion für den Nachweis der oft (29 108 114 137 150 193) wiederholten These seines Buches, und gelegentlich lehnt er sich auf glückliche Weise an die scholastische Ontologie an (192—194). Aber eine befriedigende Antwort findet sich *auch* bei P. nicht auf die Fragen, warum aus der Sache selber, d. h. aus den Seins- und Wirkgründen der (menschlichen) Person, die Werte erst im Gegenüber zum Du gestiftet (oder offenbart?) sind und wie sich in diesem Gegenüberstehen die Beziehung zum menschlichen Du und die Beziehung zu dem Du Gottes zueinander verhalten. Diese entscheidenden Auskünfte wird man von den beiden angekündigten Büchern über das Wertproblem im Raum-Zeit-Feld von Kultur und Geschichte wohl auch nicht erwarten dürfen, gewiß aber weitere reiche Anregung und Belehrung.

Kern

Marcel, G., *Der Mensch als Problem*. 8^o (214 S.) Frankfurt/M. 1957, Knecht. 8.80 DM. — „L'homme problématique“, 1955 bei Aubier (Paris) erschienen, enthält zwei Essays, denen die deutsche Ausgabe im Wortlaut den Vortrag „Das Sein vor dem fragenden Denker“ (189—214) beifügt, den Marcel am 12. 6. 1955 in Freiburg i. Br. hielt. Max Müller schrieb eine gehaltvolle Einführung (9—18). Der erste Essay, der dem Buch den Titel gibt, beantwortet die Frage nach dem Sinn des Lebens aus der Situation enttäuschter Hoffnung oder gebrochener Treue: Freie Entscheidung, nicht zum Nichts, sondern dennoch zum Sein, vermag Hoffnung und Treue zu erneuern — „als ob sich ein Stromkreis, der unterbrochen scheinen konnte, wieder schlosse“ (56). Der zweite Essay „Die menschliche Unruhe“ leitet in der Schule Augustins, Pascals, Kierkegaards, aber auch zeitgenössischer Existenzphilosophie an, von der falschen jene heilsame Unruhe zu unterscheiden, die im Wesen des Geschöpfes gründet. Durch die Auseinandersetzung mit mancherlei anderem Denken pulst die vibrierende Nähe zum konkretesten Leben. — Gegenüber einigen geringschätzigen Äußerungen über die „noch den traditionellen Kategorien tributpflichtige“ Theologie, den Gottesbeweis aus der Kausalität u. a. (70—72), die man gerne missen würde, entwirft das Eingeständnis ihrer „völligen Unzulänglichkeit“. Mancher Leser wird auch die gar häufigen Ich-Sätze im Stile von „Übrigens stelle ich hier nebenbei fest, daß . . .“ störend empfinden. (Zu S. 143: Die 1953 veröffentlichte „Einführung in die Metaphysik“ gibt einen Vorlesungstext Heideggers

von 1935 wieder.) Einige Ungenauigkeiten der Übersetzung berichtigen sich leicht.
Das Buch ist sehr schön ausgestattet. Kern

Tramer, M., Philosophie des Schöpferischen (naturwissenschaftlich fundiert). 8^o (87 S.) Bern 1957, Francke. 8.80 DM. — Der Verf., Psychiater, sucht auf eigenem Wege eine philosophische Lebensbegründung. Überall in der Welt gibt es das Schöpferische. Besonders wirkt es in der bloß naturwissenschaftlich nicht erklärbaren Entstehung neuer Lebensformen durch Mutation. Die schöpferischen Kräfte gründen in einem geistigen „kosmischen kreativen Prinzip“, mit dem alles einzelne in der Welt durch mit-schöpferische Partizipation „wurzelhaft“ verbunden sei. Im „kreativen Urerlebnis“ sei auch ein nichtrationaler, unmittelbarer Zugang zu diesem Prinzip gegeben. Mit dem Grad der Partizipation wachsen die Freiheitsgrade, deren es schon im Anorganischen eine Anzahl gibt, bis zur „echten Willensfreiheit“ im Menschen. Konsequenter scheint T., wenn er die individuelle Unsterblichkeit ablehnt. Unter den mannigfachen Folgerungen, die der Verf. aus seinem „Kreativismus“ zieht, ragt hervor eine feinsinnige Unterscheidung zwischen Daseinsicherheit und Seinsgewißheit (42—47). — Beste Intentionen und gute Teilerkenntnisse münden infolge mangelnder philosophischer Bewältigung des Partizipationsgedankens, der reale Seinsgeschiedenheit in idealer Einheit wahrt, in eine pantheistische („monotheistische“) Welt- und Lebensanschauung. Kern

Ulmer, K., Wahrheit, Kunst und Natur bei Aristoteles. Ein Beitrag zur Aufklärung der metaphysischen Herkunft der modernen Technik. gr. 8^o (235 S.) Tübingen 1953, Niemeyer. 16.— DM. — Die aristotelische τέχνη wird, vorgängig zur heutigen Unterscheidung von Kunst und Technik, bestimmt als „Verfassung zum beständigen Wahrheiten betreffs Herstellung“ (148). Diese Wesensbestimmung umschließt zwei Momente, ein besonderes und ein allgemeines: Als „eine Möglichkeit des praktischen Verstandes, . . . der auf das Gute für etwas aus ist und solches betrifft, das auch anders sein kann“, ist die τέχνη „eine besondere Verfassung jenes Vermögens des Menschen, das ihn in den Stand setzt, die Dinge offenbar zu machen“; und das Offenbarmachen, das das Wahre trifft, heißt „Wahrheiten“ — es ist das allgemeine, auf dem Logos beruhende Vermögen des Menschen (59). Auch ein so vereinzelt Verhalten wie das Herstellen von Gebrauchsdingen hat also seine Wurzel in der Metaphysik, d. h. dem „Zu-Wort-Kommen und Festlegen dessen, wie der Mensch das Seiende im Ganzen und seine Stellung darin erfährt“, so daß die Darlegung des aristotelischen Kunst-Begriffes gar „nur der Ansatz“ ist, „um in diese Struktur der Metaphysik hineinzuführen und sie aufzuklären“ (219 f.). Das geschieht zunächst und zumeist in den beiden ersten Teilen des Buches, die die zwei Wesensmomente der τέχνη im Gesamtzusammenhang der aristotelischen Philosophie umgrenzend auslegen. Den besonderen „Bereich der Bestimmung der Kunst“ als Herstellungsvermögen (9—58) eröffnet die ethische Fragestellung nach dem „Werk“ des Menschen und dessen „Tüchtigkeit“ im Zusammenspiel seiner Strebe- und Erkenntnisvermögen. Als allgemeine „Grundlage der Bestimmung der Kunst“ (59—126) wird erörtert auf der Subjekt-Seite das menschliche Erkenntnisvermögen nach Wesen und Stufen, auf der Objekt-Seite „das mögliche Wahre im Seienden im ganzen“ nach seinen Strukturen der Notwendigkeit und „Beiläufigkeit“ (wobei die Bedeutungsunterschiede von *σμπρωμα*, *τύχη*, *αὐτόματον*, *παρὰ φύσιν* sorglich herausgearbeitet werden: 107—120, auch Anm. 174 u. 180 f.). „Die philosophische Bestimmung der Kunst und die Philosophie“ als 3. Teil (127—207) betrachtet die Kunst als Kennen des Allgemeinen, als Vermögen des Überlegens und Anordnens, als Tüchtigkeit; ihr Ursprung wird beleuchtet; ihr Herstellen verglichen mit dem Werden in der Natur usw. Neben dem Anteil von Streben, Wahrnehmung und Phantasie kommt die bestimmende Funktion des Geistes kräftig zu Wort: „Die Kunst muß aus dem Kennen des Wesens zum Vorstellen eines Einzelnen im Hinblick auf das Wesen werden, um im Hinblick auf dieses Einzelne die seine Herstellung notwendig konstituierenden Ursachen zusammenzuführen. Ein solches Zusammenführen . . . geschieht in der Handlung des Überlegens“ (141). Und: „Daß die Kunst als Tüchtigkeit zur Herstellung gegenüber der Erfahrungskennntnis dadurch bestimmt ist, daß sie das beständige Kennen eines Wahren und

Allgemeinen ist, wird also nur dadurch möglich und notwendig, daß das Wahre und Allgemeine letztlich von der Ontologie her gedacht ist, also von einem theoretischen Betrachten her“ (163). — Es mag sein, daß die aus der Schule Heideggers stammende Habilitationsschrift durch ihre Diktion das Verständnis der aus dem ganzen Corpus Aristotelicum belegten Untersuchungen nicht immer erleichtert. (Warum z. B. wird προαίρεσις S. 17 mit „Vorsatz“, ab S. 28 aber — ohne Gänsefüßchen — mit „Vornahme“ übersetzt? Warum dem Leser aufgetragen [14 Anm., vgl. 132], für „Wort“, das unterschiedslos λόγος wiedergibt, die je zutreffende Bedeutung selber zu suchen?) Anfechtbar mögen auch einige sachliche Aufstellungen — von geringem Gewicht — sein, etwa betreffs des Verhältnisses von Strebe- und Wahrnehmungsvermögen (23). Die Schlüsselausführungen, die die τέχνη in den weiten Rahmen der modernen Technik usw. stellen, wurden dem Rez. nicht sehr deutlich. Aber auch dem Verf. dürfte am meisten daran gelegen haben, daß sein Werk eine gediegene Antwort wurde auf die — leider Staunen erregende — Forderung Hegels, die Heidegger aufgenommen hat: „Wenn es mit der Philosophie ernst wäre, so wäre der beste Anfang, über Aristoteles jahrelang Vorlesungen zu halten.“
Kern

2. Geschichte der älteren und neueren Philosophie

Metafísica de Aristóteles Libro Gamma. Texto griego crítico y traducción. R. P. J. de C. Sola S. J. 8^o (57 S.) Barcelona 1956, Facultades de Teología y de Filosofía S. J. San Cugat del Valles. — Diese zweisprachige Aristotelesausgabe von B. Γ ist als Schulausgabe gedacht und soll akademischen Seminarübungen dienen (vgl. Prólogo, III—VI). Der Verf. selbst nennt diese Schrift eine bescheidene Vorarbeit für ein größeres geplantes Unternehmen. In der Einleitung betont er mit Rücksicht auf seinen Wirkungskreis die unabdingbare wissenschaftliche Forderung nach einem Quellenstudium sowohl für Theologen wie für Philosophen, vor allem wenn sie sich um Kenntnis der scholastischen Philosophie mühen. Da aber hier oft die sprachlichen Voraussetzungen fehlen, soll die beigefügte Übersetzung diese Lücke in etwa ausfüllen. Die Wahl von B. Γ begründet der Verf. u. a. damit, daß hier über den Gegenstand der Metaphysik diskutiert werde. Die dem Prólogo folgende Introducción (VII—XVIII) führt, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, in Kernprobleme der Aristotelesforschung ein, die eng mit dem Namen W. Jaegers verbunden sind. Mit Recht nennt der Verf. bei dieser Gelegenheit die Aristotelesinterpretation J. Zürchers sehr kühn („atrevidísima“ XVIII). Wenn er aber meint, die Art Zürchers kennzeichne allgemein deutsche Forschung, dann dürfte diese Behauptung des Verfassers auch sehr kühn genannt werden. Abschließend darf man dem Verf. allen Erfolg wünschen, das Studium griechischer Antike in seinem Wirkungsbereich zu fördern.
Ennen

Simon, Heinrich und Marie, Die alte Stoa und ihr Naturbegriff. Ein Beitrag zur Philosophiegeschichte des Hellenismus. gr. 8^o (142 S.) Berlin 1956, Aufbau-Verlag. — Den Naturbegriff der alten Stoa untersucht diese Arbeit in philosophischer Interpretation, den die Verfasser als schillernd (7) und unverbindlich kennzeichnen. Er soll begrifflich gemacht werden sowohl aus der sozialen Eigenart der Epoche (13—28) wie aus der sozialen Stellung der Philosophenpersönlichkeiten (29—38). Die Stoa hat das Erbe des aristotelischen Naturbegriffes angetreten (39—52), ihn aber seines spezifischen Charakters beraubt, um ihn gleichsam als Schlagwort „für alles in ihrer Ideologie positiv Gewertete“ (52) zu benutzen. Im Bereiche der stoischen Ethik (53—73) bezeichnet er zunächst die menschliche Vernunftnatur, nach der Wert und Glück des Menschen bestimmt wird; aber er besagt auch die instinktgesteuerte animalische Verhaltensweise und den natürlichen Trieb, das Zutragliche zu suchen und das Schädliche zu meiden. Mit dem Wechsel der historischen Situation ändert sich auch der Naturbegriff, so daß „alles, was dem Bestande des vorhandenen Aufbaus der Gesellschaft abträglich sein könnte, ausgeschaltet wird und das zum eingeborenen Trieb erklärt wird, was unter bestimm-

ten historischen Bedingungen seine Geltung hat“ (73). Als Möglichkeit des naturgemäßen Lebens hat Zenon das glückliche Gemeinwesen aufgewiesen (74—84). Die bestehende Gesellschaft mit ihrem sozialen Unterschied von Arm und Reich wird abgelehnt, ebenso wie nationale Schranken (79). Für das stoische Staatsideal ist die Betonung der Arbeit wesentlich. Dieses naturgemäße Staatsideal wendet sich durch Anpassung an die realen Verhältnisse, so daß z. B. Chrysipp auf seine Verwirklichung verzichtet, „indem er den gegenwärtigen Stand menschlichen Zusammenlebens als naturgemäß verewigt“ (82). Mit der Konzeption vom naturgemäßen Leben und der Bedingung seiner Möglichkeit war die stoische Lehre vom Naturrecht (85—93) eng verbunden, das sich am Entwurf Zenons vom glücklichen Gemeinwesen ablesen läßt. Damit soll aber die Stoa nicht als Urheberin des Naturrechtes geehrt werden. Sie hat dieses vielmehr nur „popularisiert“ (93). Da nun menschliches Leben nicht abgelöst werden kann vom äußeren Kosmos und seinen Gesetzen, muß sich die Stoa auch mit der „Welt“ beschäftigen, ohne die der Mensch nicht leben kann (94—111). Die „Physik“, nur Rahmen für Menschenleben, verdankt der Stoa keine neuen Erkenntnisse. Das Wesentlichste ihrer Physik ist die Lehre von der Körperlichkeit allen Seins, womit sie dem Problem Geist—Materie aus dem Weg geht. Nach den Verfassern ist diese Körperlichkeitslehre einmal aus der gesellschaftlichen Funktion der Stoa heraus zu verstehen, da sie Menschenschichten mit schwachentwickelter Abstraktionsfähigkeit ansprechen will, dann aus ihrem im Konkreten liegenden Ansatzpunkt heraus (108 109). In der „Theologie“ (112—119) kommt das Wesen des Stoizismus besonders klar zum Ausdruck. „Der immanente Gott, der durch alles hindurchgeht, in allem wirksam ist, ist jedoch die alles beherrschende Ordnung, der Kosmos und das Wesen der Dinge, das in ihnen selbst liegt: er ist die Natur“ (119). Mit zunehmender Vernachlässigung gesellschaftlicher Probleme (120—140) wandte sich die Stoa unter Chrysipp formallogischen Fragen zu (121). Ihr Ziel ist wiederum nicht die Gewinnung wissenschaftlicher Erkenntnisse, sondern „Popularisierung vorhandenen Bildungsgutes“ (121). Zusammenfassend heißt es u. a. S. 140: „Die stoische Logik zeigt uns eine doppelte Bedeutung des Naturbegriffes: Natur ist sowohl die der Objekte, als auch die des denkenden Subjektes. Indem nun aber die Natur des Objekts nur subjektiv bestimmbar ist, hängt sie von der Natur des Subjekts ab und ist jeweils beliebig im Interesse des Subjekts modifizierbar . . .“ — Rückschauend auf diese philosophische Erfassung des stoischen Naturbegriffes entsteht der dringende Wunsch nach einer wesentlichen Ergänzung durch eine *philologische* Wortuntersuchung, wie sie heute fruchtbringend auf fast allen Gebieten der Altertumswissenschaft gepflegt wird. Ennen

Avenarius, G., Lukians Schrift zur Geschichtsschreibung. gr. 8^o (183 S.) Meisenheim/Glan 1956, Hain. — Der Partherkrieg (162—185) hatte eine Flut minderwertiger Geschichtsliteratur ausgelöst, die Lukian zu der Schrift veranlaßten: πῶς δὲ ἱστορίαν συγγράφειν. Er will damit kein neues Geschichtswerk schreiben, sondern, wie er in den Einleitungskapiteln seiner Schrift (cp. 1—5) erklärt, nur den Autoren Mahnungen, Ratschläge und Richtlinien geben für künftige Fälle. In dem von Lukian als „κλών“ bezeichneten Hauptteil (cp. 6—33) setzt er sich mit der entarteten zeitgenössischen Geschichtsschreibung polemisch auseinander und entwickelt dann cp. 34—63 eine historische Methodenlehre, den einzigen aus der Antike erhaltenen Versuch einer Anleitung zur Abfassung eines Geschichtswerkes. Lukians methodologischer Abriss wird von den Fachgelehrten sehr unterschiedlich bewertet (9—12); die positiven und negativen Urteile halten sich die Waage (11). Deshalb macht der gelehrte Verf. Lukians Methodologie zum Gegenstand einer exakten wissenschaftlichen Untersuchung, indem er die von Lukian aufgestellten Richtlinien sachlich gliedert und sie einer philologischen Untersuchung unterzieht. Das Ergebnis (165—178) dieser Untersuchung ist u. a. dieses: Die antike Theorie der Geschichtsschreibung erfährt durch Lukian keine inhaltliche Bereicherung. Seine nicht widerspruchsfreie Schrift, der jede Originalität abgeht, bewegt sich auf den durch die Vorzeit vorgezeichneten Bahnen und ist gleichsam ein Sammelbecken verschiedener Quellen (Thukydides, Herodot, Polybios, Ephoros, Theopompos, Diodor, tragische Geschichtsschreibung, ältere Sophistik u. a.). Da es kaum denkbar ist, daß Lukians Traktat einen ersten Versuch darstellt (170), und auch keine An-

zeichen von Originalstudien vorhanden sind, muß die Frage nach seiner Vorlage gestellt werden. Nach Ablehnung der Theorie von Wehrli, der auf Theophrast und dessen Schüler Praxiphanes hinweist, kommt der Verf. zur Erkenntnis, die Lukianschrift stütze sich weitgehend auf Erinnerungen aus der Zeit der rhetorischen Schulung, die auch die Geschichtsschreibung berührte (177). Während man z. B. Ciceros Lehrer kenne, könne man diesen aber bei Lukian nicht bestimmen. E n n e n

Bettoni, E., O. F. M., *Il processo astrattivo nella concezione di Enrico di Gand*. gr. 8^o (92 S.) Mailand 1954, Vita e Pensiero. 550.— L. — Wenige Jahre nach der gründlichen Arbeit von Th. Nys (vgl. Schol. 27 [1954] 442) widmet B. der schwierigen Erkenntnislehre Heinrichs von Gent eine neue, ebenfalls sehr sorgfältige und viele Möglichkeiten einer einheitlichen Interpretation prüfende Darstellung. Daß er die Arbeit von Nys, die besonders durch die Herausarbeitung der geschichtlichen Entwicklung der Gedanken Heinrichs wertvolle Winke hätte geben können, nicht berücksichtigt, mag wohl dem Umstand zuzuschreiben sein, daß sie in niederländischer Sprache verfaßt ist. Der Weg Heinrichs geht, wie Nys zeigt, von einer anfänglichen rein aristotelischen Abstraktionstheorie zurück zur augustinischen Illuminationstheorie. Das Besondere der Illuminationstheorie bei Heinrich ist, wie B. hervorhebt, daß nach ihm die göttliche Erleuchtung nicht allen Menschen zuteil wird, sondern als „*illustratio specialis*“ nur bevorzugten Einzelmenschen. Das legt den Gedanken nahe, die göttliche Erleuchtung habe im Rahmen der allgemeinen Erkenntnislehre Heinrichs doch keine entscheidende Bedeutung; diese Auffassung vertrat J. Paulus in seinem Werk „*Henri de Gand*“ (vgl. Schol 14 [1939] 451 f.); auch Nys meint, wenigstens in seinem Schlußwort, die göttliche Erleuchtung sei nach Heinrich nur für die Beurteilung der ontologischen Wahrheit der Dinge notwendig. So könnte sie schließlich als ein bloßes Zierstück an einer wesentlich aristotelisch gerichteten Erkenntnislehre erscheinen. B. sucht zu zeigen, daß eine solche Deutung unhaltbar ist. Im Gegenteil, nach seiner Deutung ist die stets beibehaltene Abstraktionslehre bei Heinrich schließlich nur noch ein im Grunde entbehrliches Lehrstück geworden, da er die durch die aristotelische Lehre vom wirkenden Verstand zu lösenden Probleme tatsächlich augustinisch durch die göttliche Erleuchtung löst. Es geht letztlich um die Frage, ob die Wesenserkenntnis aristotelisch oder augustinisch erklärt wird. B. meint, nach Heinrich sei das Ergebnis der „*Erleuchtung*“ des Phantasmas durch den wirkenden Verstand nur ein rein empirisches Allgemeines, das sich inhaltlich kaum von bloßen Sinnesgegebenheiten unterscheide. Das ist nach ihm der Sinn des „*phantasma anima universale*“ und der Leugnung der *species intelligibilis*. Für diese Deutung spricht u. a., daß nach der *Summa* Heinrichs (a. 1 q. 2) die „*syncera veritas*“ — und das scheint nach dem Zusammenhang die unveränderliche, notwendige Wahrheit zu sein — nur durch göttliche Erleuchtung erkannt wird; aus den Worten Heinrichs scheint auch hervorzugehen, daß er bei der Erkenntnis der Wahrheit nicht nur an die ontologische Wahrheit, sondern auch an die logische Wahrheit denkt, da er ausdrücklich von der Wahrheit spricht, die der Verstand „*componendo et dividendo*“ erkennt. Wenn aber die geforderte Erleuchtung als „*illustratio specialis*“ nicht allen zuteil wird, würde sich daraus ergeben, daß vielen Menschen die „*sincera veritas*“ notwendig verschlossen bleibt. B. sucht darum zu zeigen, daß Heinrich später, namentlich in *Quodl.* 9 q. 15, alle Menschen der genannten göttlichen Erleuchtung teilhaftig werden läßt. Heinrich spricht hier in der Tat von einer „*abdita notitia*“, von der es heißt: „*praecedit omnem actu intelligendi ab exteriori*“, und die hervorgebracht wird durch die „*illustratio sola lucis aeternae*“. Darin spricht sich eine Theorie des Apriori aus. — B. scheint zu meinen, jede Annahme eines Apriori gegenüber der Sinneserfahrung sei unaristotelisch. Aber müßte hier nicht unterschieden werden zwischen der „*quid-ditas rei sensibilis*“, die nur als „*intelligibile in sensibili*“ erfaßt werden kann, und dem Sein und den Transzendentalien, die freilich auch nicht durch angeborene Begriffe oder eine göttliche Erleuchtung im Sinne Augustins, wohl aber durch die vollkommene Reflexion des Geistes erfaßt werden? — Was die Erkenntnislehre Heinrichs von Gent angeht, hat die Arbeit B.s sicher viel zur Klärung der schwierigen Fragen beigetragen. Vielleicht ist es bei der unausgeglichenen Art Heinrichs kaum möglich, in allen Einzelfragen zu voller Klarheit zu gelangen. de Vries

Pannenberg, W., Die Prädestinationslehre des Duns Skotus im Zusammenhang der scholastischen Lehrentwicklung (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte, 4). gr. 8^o (149 S.) Göttingen 1954, Vandenhoeck u. Ruprecht. 12.40 DM. — In seiner Arbeit stellt sich der Verf. die Aufgabe, die einander entgegengesetzten Tendenzen der göttlichen Determination und der menschlichen Freiheit in der Prädestinationslehre des Duns Skotus verständlich zu machen. Er versucht das nicht, wie andere, vom Gottesbegriff her, sondern durch den Aufweis eines vorgängigen Verständnisses, das Skotus von der Situation des Menschen vor Gott als einer freien Begegnung habe. Skotus habe zwar keine ausgeglichene Lösung des Prädestinationsproblems gefunden. Er wehre sich auf der einen Seite gegen den Synergismus und auf der anderen Seite ebenso gegen den Determinismus. Gerade das zeige aber, daß er die Dimension einer neuen Fragestellung erreicht habe, indem er streng am persönlichen Gegenüber zu Gott festhalte, wie es in dem Grundsatz, daß wir alles Gute Gott, alles Böse aber uns selbst zurechnen müssen, ausgedrückt sei (118). Das aber, so will uns scheinen, ist gar nichts Neues bei Duns Skotus. Es wird von Augustinus, von Thomas und der ganzen Tradition festgehalten (vgl. z. B. Thomas, S. Th. 1, 2 q. 112 a. 3 ad 2 unter Berufung auf Oseas 3, 9, Vulg.) Der Verf. zeigt sich in den schwierigen Fragen der skotistischen Quellen und ihres Verhältnisses zueinander wohl bewandert. Die neue Ausgabe der *Ordinatio* konnte er noch nicht benutzen. Auch in der Interpretation der einzelnen Texte ist er sehr scharfsinnig und genau. Weniger glücklich ist er in der Linienführung der Entwicklung der scholastischen Lehren. Diese unterscheiden sich vielleicht weniger, als es das moderne Entwicklungsschema wahrhaben möchte. Der Lehre des hl. Thomas wird der Verf. jedenfalls nicht gerecht, da er über den Einzelheiten die wohlabgewogene Synthese des Ganzen nicht genügend beachtet. Störend macht sich bei allen Urteilen der in Anm. 1 (zu S. 11) vorgetragene, verengte Begriff der ontologischen Determination bemerkbar. Alexander von Hales zitiert der Verf. nur nach der zum größten Teil auf Joannes von Rupella zurückgehenden „*Summa theologica*“, während die eigentliche Quelle für Alexander die „*Glossa . . . nunc demum reperta*“ ist, deren erste zwei Bände schon 1951 und 1952 veröffentlicht waren. Der scholastische Ausdruck *permissio peccati* kann nicht mit „Erlaubnis zur Sünde“ übersetzt werden; es kann und darf nur heißen „Sündenzulassung“. Der öfter wiederkehrende Vorwurf, die scholastische Prädestinationslehre hebe das Gegenüber des Menschen zu Gott auf, vergißt, daß der Mensch ein Geschöpf Gottes ist und daß ein Geschöpf auch in seiner Freiheit nur, sofern es von der Macht Gottes getragen ist, ein Gegenüber zu Gott haben kann. Daß daneben noch der Vorwurf des Neosemipelagianismus gegen Thomas und gegen die Kirche überhaupt erhoben wird, ist angesichts der totalen Abhängigkeit der gesamten Prädestinationsordnung vom göttlichen Willen (vgl. auch 1, 2 q. 112, a. 2) nicht recht verständlich. Trotz dieser Ausstellungen muß gesagt werden, daß das Buch die subtilen Gedankengänge des Duns Skotus gut darstellt.

Brugger

Ockham, *Philosophical Writings*. A selection edited and translated by Ph. Boehner O. F. M. (The Nelson Philosophical Texts). kl. 8^o (LIX u. 2×147 S.) Edinburgh 1957, Nelson. 21.— Sh. — Im 1. Teil (IX—LIX) gibt B. eine kurze Zusammenfassung über Ockhams Stellung, Lebenslauf und Philosophie, der eine O.-Bibliographie beigefügt ist. Hingewiesen sei besonders auf B.s Darstellung von Ockhams Auffassung vom Seienden. Metaphysik ist nach Ockham die Wissenschaft, deren Objekt der *Terminus Seiendes* ist. Es gibt kein Seiendes als solches, sondern nur konkrete Einzeldinge (Tier, Mensch usw.); jedes von diesen wird als Seiendes begriffen; deswegen kann der *Terminus „Seiendes“* von jedem ausgesagt werden. Diese Aussage geschieht auf die Weise des „in quid“. B. meint, diese Lehre habe mit der heutigen Diskussion über essentialistische bzw. existentialistische Grundhaltung nichts zu tun, sondern beziehe sich lediglich auf die aristotelische Logik (XLI). Zur Begründung wird angeführt, daß der *Terminus „Seiendes“* unbedingt etwas über die reale Existenz aussagen muß, die eben alles, was in der Welt existiert oder existieren kann, umfaßt (XLII). Wir glauben indes, daß es bei der genannten Diskussion — und das scheint die Begründung B.s nicht zu beachten — nicht eigentlich darum geht, ob der Begriff „Seiendes“

etwas Existierendes oder Nicht-Existierendes meint, sondern vielmehr darum, welche Bedeutung und Rolle dem Sein in der Auffassung dieses oder jenes Philosophen zugemessen wird: ob er nur die bloße Tatsache des Da-Seins meine oder etwas darüber hinaus, wie z. B. bei Thomas v. Aquin (vgl. C. Fabro, *Actualité et originalité de l'„esse“* thomiste: *RevThom* 1956, 240—270 u. 480—507). Was Ockham betrifft, so scheint die Tatsache, daß das Seiende „in quid“ ausgesagt wird, darauf hinzudeuten, daß der Akzent auf dem Wesenselement liegt, womit aber Ockhams essentialistische Einstellung gegeben ist. — Im 2. Teil (1—147) werden ausgewählte Stücke (lateinisch und in englischer Übertragung) aus Ockhams Werken vorgelegt, und zwar aus *Expositio super VIII libros Physicorum*, *Ordinatio*, *Quodlibeta*, *Expositio super librum Perihermenias*, *Summa totius logicae*, *Reportatio*, *Quaestiones in lib. I Physicorum*. Sie geben einen guten Einblick in Ockhams Wissenschaftslehre, Epistemologie, Logik, Ontologie, natürliche Theologie, Physik und Ethik. — B. hat mit diesem kleinen, aber sorgfältigen Werk dazu beigetragen, daß die Lehre des „Inceptor venerabilis“, die bisher wegen des Fehlens neuerer Ausgaben schwer zu beurteilen war, in Zukunft mit größerer Objektivität beurteilt werden kann. Selbst die geplante neue kritische Ausgabe der *Gulielmi Ockham Opera omnia philosophica et theologica* von E. M. Buytaert wird diese wertvolle Arbeit B.s nicht überflüssig machen. Hegyi

v. Bredow, G., *Das Vermächtnis des Nikolaus v. Kues. Der Brief an Nikolaus Albergati nebst der Predigt in Montoliveto* (1463). — Maschke, E., *Nikolaus v. Kues und der deutsche Orden. Der Briefwechsel des N. v. K. mit dem Hochmeister des Deutschen Ordens. (Cusanus-Texte. Briefwechsel 3. 4. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philos.-hist. Klasse 1955, 2; 1956, 1). gr. 8^o (109 u. 71 S.) Heidelberg, Winter. — Der Chronist der Abtei Montoliveto, des Stammklosters der Benediktinerkongregation der Olivetaner, berichtet von der Einkleidung eines Novizen am 5. Juni 1463, die der Kardinal Nikolaus v. Kues selbst vornahm, weil ihn persönliche Beziehungen mit den *Albergatis* verbanden. Wenig später, am 11. Juni, schrieb der Kardinal aus Montepolciano einen Brief an den jungen Religiösen, der mit Recht als ein Zeugnis der religiösen Innenwelt und als sein geistliches Testament bezeichnet werden kann. In eine großartige Schau von Geist, Welt, Mensch und Gott stellt er das Einzelleben hinein. Er knüpft an das Ölbergsleiden Christi an und läßt die Gedanken gipfeln im Wissen um den Tod (26—56; Lateinischer Text und deutsche Übersetzung des Briefes; 14—24; Beschreibung der Chronik und Grundgedanken der Predigt). — Die Beziehungen des N. v. K. zum *Deutschen Orden* reichen vom Baseler Konzil 1432 bis zu seinem Tode. Nur wenige Briefe sind erhalten, die insbesondere zwischen dem Kardinal und dem Hochmeister Ludwig v. Ehrlichshausen gewechselt wurden. Johannes v. Kapistrano erhält einen Brief vom Regensburger Reichstag aus (n. 10). Der Kardinal war stets ein Freund und Helfer der Ordensbrüder, sowohl am kaiserlichen Hofe wie an der päpstlichen Kurie; zwischen diese beiden sah sich ja der Orden von seiner Gründung an gestellt. Wie der Ordensprokurator aber schrieb, N. habe „viele gesehen und mancherley irfarenheit“, so suchte N. gerade zur Zeit der Bedrohung des Abendlandes durch die Türken und trotz ernster Sorgen um sein eigenes Bistum zu vermitteln, wie es z. B. im Brief an Bürgermeister und Rat der Stadt Danzig wegen des Deutschen Bundes offenbar wird. M. stellt in den Erläuterungen (26—64) Personen und Ereignisse in den geschichtlichen Zusammenhang der Zeitereignisse hinein, die auch hier dem Wirken des Kardinals den Erfolg versagten. Fischer*

Koch, J., *Die ars coniecturalis des Nikolaus v. Kues. (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Geisteswissenschaften, 16). 8^o (48 S.) Köln 1956, Westdeutscher Verlag. 3.80 DM. — Das zweite philosophische Werk des Nikolaus v. Kues gibt eine Reihe von Problemen auf, die sich auf Datierung, Überlieferung, Redaktion und vor allem auf das Verständnis des Inhaltes beziehen. Die in *De docta ignorantia* enthaltenen Verweise auf diese noch geplante Schrift weisen das deutlich auf. ‚Mutmaßungen‘ enthalten nach Nikolaus nichts Vorläufiges, sondern die dem menschlichen Verstand mögliche positive Aussage über das Wahre.*

Da Genauigkeit der Wahrheit für uns nicht erreichbar ist, so bleibt vorerst die *docta ignorantia*, die als Denkmittel das Symbol zuläßt für den Einzelfall der Überbrückung des unendlichen Abstandes zwischen Endlichem und Unendlichem. In *De coniecturis* wird die symbolische Methode zum allgemeinen Erkenntnismittel erhoben, zur *ars coniecturalis*, nicht ohne Kritik an *De docta ignorantia* und früheren Thesen zur *coincidentia oppositorum*. Die philosophiegeschichtlich wertvollen Ausführungen zur konsequenten Einheitsmetaphysik stellen eine Einführung in das nicht leichtverständliche, jedoch wichtige Werk des Kusaners dar, dessen Neuausgabe vorbereitet wird.

Fischer

Strigl, A., Die tragische Schuld der Spät- und Neuscholastik. 8^o (105 S.) Wien o. J. (1956), Heiler. 4.— DM. — Die vorliegende Schrift ist, wie es im Vorwort heißt, bereits im Jahre 1937 entstanden. Gedanklich dürfte ihr Ursprung wohl mindestens noch zwei Jahrzehnte weiter zurückliegen. Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß der greise Verf. in ihr seinem Unmut über die scholastische Methode Luft macht, wie er sie in seiner Jugend im philosophischen und besonders im theologischen Unterricht kennengelernt hat. Inwieweit seine Schilderung des (damaligen) Unterrichtsbetriebs auf Wahrheit oder auf unberechtigten Verallgemeinerungen beruht, können wir nicht beurteilen. Jedenfalls hat sich seitdem manches geändert. Die Forderungen, die der Verf. stellt, sind z. T. längst Selbstverständlichkeiten geworden, wie etwa die Forderung nach Problementwicklung, nach Entfaltung der Begriffe auf Grund der Erfahrung, nach Zurücktreten allzu subtiler Spekulation, nach gründlicherer Darlegung der Schrift- und Väterebeise. Andere Forderungen, wie z. B. daß der Vernunftbeweis in der Dogmatik an die erste Stelle treten soll, sind sicher unberechtigt. Die Quelle alles Unheils in der neueren Scholastik sieht der Verf. darin, daß man viel zuwenig auf den Geist des hl. Thomas selbst und um so mehr auf die Scholastik des 16. und 17. Jahrhunderts zurückgehe. Inhaltlich sieht er diese verderbliche Abhängigkeit von der „Spätscholastik“ besonders in der Übernahme jenes Begriffs der Willensfreiheit, der damals zu den unfruchtbaren Streitigkeiten zwischen Thomisten und Molinisten geführt habe. Er meint, nach Thomas selbst sei der freie Willensakt nicht eine Wahl zwischen zwei oder mehr Möglichkeiten, sondern die Annahme des von der Vernunft vorgelegten Motivs. Freiheit bleibt nur, insofern *von seiten des Willens* jederzeit auch das andere möglich wäre (75) — der Wille wird ja nur durch das von der Vernunft vorgelegte Motiv bestimmt; das ist natürlich keine *wirkliche* Freiheit, da ohne ein Motiv kein wirkliches Wollen erfolgen kann. Man vergleiche damit bei Thomas etwa *De malo* q. 6 a. un.: *Si autem sit tale bonum quod non inveniatur esse bonum secundum omnia particularia quae considerari possunt, (intellectus) non ex necessitate movebit (non solum quantum ad exercitium actus, sed) etiam quantum ad determinationem actus; poterit enim aliquis velle eius oppositum.*

de Vries

Jaspers, K., Descartes und die Philosophie. 3., unveränd. Aufl. gr. 8^o (104 S.) Berlin 1956, de Gruyter. 9.80 DM. — Die Schrift, die erstmals zum Descartes-Jubiläum 1937 in der *Revue philosophique* erschien, handelt in drei Kapiteln über den Grundgedankengang, die Methode und den Charakter der cartesischen Philosophie im ganzen. Die Berichterstattung, die die Werke Descartes' sprechen läßt, aber doch eine eingehendere Kenntnis voraussetzt, wird jeweils in gründliche kritische Sichtung und — manchmal wohl zu negative — Beurteilung entfaltet. Das regt sehr zur Auseinandersetzung mit Descartes und Jaspers an. Die von Descartes gefundene Ursprungsgewißheit des „Ich bin“ schwanke zwischen der empirischen Feststellung mannigfacher Bewußtseinswirklichkeit und dem leeren Punkt des Sichselbstdenkens ohne alles erfüllende Sein (11—15): Descartes „ließ den tiefen Sinn wie die reiche in der ersten Gewißheit verborgene Möglichkeit fast unbemerkt fallen“; er scheint „im philosophischen Ursprung, dem eine ganz andere Wahrheit sichtbar ist, zu beginnen, aber schnell an der Besonderheit eines zwingenden Verstandesinhalts zu stranden“ (38, vgl. 30 28). „Aus der Gestalt der zwingenden Formulierung von etwas, das dann sogleich seinslos wird, erwächst das Verhängnis, das diesem Denken überall weiterhin das Sein entgleiten läßt“ (84). Der in der formalen Universalmethode wurzelnde naturphilosophische Dogmatismus des Descar-

tes erweise sich als „Verkehrung“ der modernen Naturforschung und Wissenschaftsgesinnung (52—64 95—98). Schließlich bleibe Descartes' Denken zwielichtig vor den existentiellen Anforderungen der Moral und des Autoritätsglaubens. Gewiß: „Die Autorität müßte mit dieser unmittelbaren Gewißheit (des *Cogito ergo sum*) selbst in Zusammenhang gebracht werden“ (77). Denn es ist nicht, wie J. annimmt (vgl. 68—78 u. 88) widersprüchlich, daß „die Vernunft das Umgreifende wäre, das auch den Sinn des Glaubens noch begründen könnte“, und daß „der Vernunft ein übermächtiges Positives entgegenkommt, der offenbarte Glaube, die Gnade“ (73) — wenigstens nicht, wenn das „Umgreifende“ als ein leer oder negativ, sozusagen nach innen offenhaltend und freigebend Umgreifendes gedacht werden kann und muß. Wäre es nicht vor allem ein dankwerter Dienst, wenn die „echte Spekulation“, die „zuweilen elementar in einzelnen Sätzen offenbar ist“ (48), im einzelnen entdeckt und verfolgt würde? Besonders für die Gottesbeweise Descartes' scheint das möglich. Man mag fragen, ob J.' Kritik ihr sehr beherzigenswertes Programm *volllauf* erfülle: „Wenn sie (die Gegnerschaft gegen Descartes) in dem Ursprung der Wahrheit schon die Ansätze des Unwahren aufzuzeigen wagt, muß sie doch zugleich jene Wahrheit des Ursprungs festhalten, ohne die jede historische Größe unbegreiflich wäre“ (6).

Kern

Guérault, M., *Nouvelles réflexions sur la preuve ontologique de Descartes*. 8^o (117 S.) Paris 1955, Vrin. — G., der als Professor am Collège de France 1953 ein zweibändiges Werk über Descartes veröffentlichte, macht in einer vorbildlich geführten Kontroverse gegen seinen Kollegen von der Sorbonne, Gouhier, mit vollem sachlichem Recht geltend, daß das „ontologische Argument“ „en droit“, in der logischen Ordnung der philosophischen Wissenschaft, als rein apriorischer Beweis nicht stichhaltig ist, sondern in einem *A posteriori* gründet. Er selbst will nachweisen, daß Descartes diesem Argument tatsächlich nur eine Bedeutung „en fait“, auf der psychologischen Ebene, zuschreibe. Und *hier* bestehe kein Zirkel. Indem er uns nämlich von der untrüglichen Vollkommenheit Gottes überzeuge, solle es nicht die psychologisch gar nicht fragliche Realgeltung der Ideen selber erweisen, sondern nur alle naturgemäß einsichtige Erkenntnis, insofern sie nicht gegenwärtig vollzogen, sondern bloß durch die Erinnerung gegeben ist, gegen die ebenfalls naturhaft mögliche nachträgliche Bezweifelbarkeit abschirmen. Diese psychologische Funktion leiste das ontologische Argument seinerseits auch außerhalb des unmittelbaren Vollzuges, in der bloßen Erinnerung an es (?). Die Untersuchung (29—45, bes. 41 Anm., u. 50f.) scheint dem Textbefund weithin gerecht zu werden. Trotzdem bleibt das Bedenken, ob sie nicht zuviel Scharfsinn an dessen äußere Harmonisierung wende. G. räumt ein (44 Anm.), daß beim *a posteriori* Beweis, auf den der „apriorische“ logisch zurückweise, der Zirkel wieder erscheint in der Frage der Realgeltung des Kausalitätsprinzips. Da dies auch der Fall ist für die Realgeltung der Idee der unendlichen Vollkommenheit — denn als Un-Gedanke würde sie auch keine unendliche Ursache fordern —, verlieren doch wohl alle Ausführungen des Verf.s über den Unterschied dieser Beweise (z. B. 56—63) den tragfähigen Boden. Die Unklarheit, in welchem Verhältnis die beiden Beweisformen des *a posteriori* Arguments in der 3. *meditatio* zueinander stehen (vgl. Descartes' Antwort auf die ersten Einwände), warnt ferner davor, zuviel Gewicht zu legen auf den strengen *ordre des raisons*, der in den *Meditationes* herrsche. Kommt man schließlich der Intention und damit auch dem eigentlichen Textsinn der Gottesbeweise Descartes', sowohl des „apriorischen“ wie des *a posteriori* Beweis, nicht näher, wenn man sie zu verstehen versucht aus der Ursprungserfahrung des *Cogito-sum* und der Seinseinsicht, die sich Descartes darin eröffnete, mag sie in seinem Werke auch nicht zur Aussprache noch zur weiteren Wirkung gelangt sein? Ein gelegentlicher Hinweis auf diesen Weg fehlt bei dem Verf. nicht (44 Anm.).

Kern

Moreau, J., *L'univers leibnizien (Problèmes et doctrines)*, 11. 8^o (255 S.) Paris 1956, Vitte. 1200.— Fr. — Das Buch will nichts „Neues“ über Leibniz bringen, sondern eine Gesamtschau seiner Philosophie vorlegen unter dem Gesichtspunkt ihrer Entwicklungsgeschichte. Nach einer Einleitung über Ursprung und Charakter der leibnizschen Philosophie, deren apologetische Absicht unterstrichen wird, handeln

drei Teile von den frühen philosophischen Ansätzen, von den erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Arbeitsvoraussetzungen des späteren Systems, wie „Universalcharakteristik“ und Infinitesimalkalkül, und von der Systemsynthese, die mechanische Physik mit metaphysischem Dynamismus vereine. Die Bedingtheit des leibnizschen Denkens durch die breit und faßlich dargestellten physikalischen und mathematischen Probleme kommt stärker zum Zug als das philosophische Gedankengut an sich. Philosophiegeschichtliche Vergleiche, vor allem mit Descartes, Malebranche und Spinoza, stellen Gemeinsamkeit und Unterschiede heraus. Die Analysen werden fortlaufend durch Originalzitate belegt. — Im gekennzeichneten Rahmen vermag M.s Werk gute Dienste zu leisten. Besonders wird man dankbar sein für die Aufschlüsse über Leibniz' Weg von der Kritik an der cartesianischen Gleichsetzung des Körpers mit der Ausdehnung über die zunächst rein geometrische Beschreibung der Bewegung als Körperkonstitutiv (conatus = *velocitas sumpta cum directione*) und deren spätere dynamische Fassung im „impulsus“ bis zum leibnizschen Hauptbegriff der Monade, wobei die — in Descartes' Dualismus liegenden? — Gründe für deren Geistigkeit sich allerdings nicht recht erhellen. Vorbehalte sind am Platz gegenüber gelegentlichen Urteilen des Verf.s, z. B. wenn er meint, im aristotelischen Potenzbegriff liege ein „phénoménisme latent“ (69), oder wenn er eine in der Geometrie vielleicht einigermaßen berechtigte nominalistische Position auf die Erkenntnis überhaupt ausdehnt (104—109), oder wenn er die Kritik Kants am kosmologischen Gottesbeweis übernimmt (225 f.), oder wenn er sich in etwas kurzschlüssiger Weise auf das „deutsche Denken“ beruft, wo allgemeines Unverständnis der Zeit (z. B. betreffs des Kontinuums) eine näherliegende Erklärung wäre (70). Andere Einzelheiten: S. 86 Anm. 1 und S. 154 Anm. 1 scheinen die Leibniz-Zitate den Haupttext nicht ganz zu decken; S. 77 Anm. 1 fehlt die Seitenangabe „218 bis 225“; S. 10 Anm. 1 wäre beim ersten Erscheinen der Abkürzung „G. Phil.“ anzugeben, daß es sich um die Leibniz-Ausgabe von Gerhardt handelt. Kern

Blondel, M., Philosophische Ansprüche des Christentums. Übersetzung und Einführung von R. Scherer. 8^o (320 S.) Wien 1954, Herold. 16.80 DM. — Es war ein verdienstliches Unternehmen, dieses postume Werk B.s, das nach seinen eigenen Worten doch „primum in intentione“ blieb (15), dem deutschen Leser zugänglich zu machen. Das Buch ist, in Form und Inhalt, echter B. Alle seine wesentlichen Grundeinsichten (mit Ausnahme einiger rein technisch-philosophischer Thesen) sind hier für einen weiteren Leserkreis zusammengefaßt: Eine erste Studie „Der Sinn des Christentums“ (schon die Stellung der Sinnfrage vor der Wesensfrage ist kennzeichnend für B.) kreist um das Problem einer zeit- und sachgemäßen Apologetik. Eine methodologische Vorüberlegung zeigt in einer für jeden Apologeten beherzigenswerten Kritik der verschiedenen apologetischen Methoden (Kap. 1—5), daß über sie hinaus vor allem die große natürlich-übernatürliche Einheit des göttlichen Weltplanes aufzuweisen ist. Demgemäß führt B. im folgenden zunächst vom Philosophischen her durch eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse seiner „Trilogie“ (Kap. 6) das uralte Problem der Koexistenz des endlichen mit dem unendlichen Sein in seine sachgemäße Form als Problem des übernatürlichen Gnadengeschenks über: Jedes Philosophieren muß — als im konkret-historischen Raum geschehend (267) — zur Feststellung einer „positiven Lücke“ für ein rein gnadenhaftes, aber erst eigentlich erfüllendes Geschenk führen. Der Betrachtung dieses Gnadengeschenks und seiner Insertion in die Natur „von oben“, d. h. vom Glaubenswissen her, ist der Rest des Buches gewidmet (Kap. 7—17 und die Studie „Von der Assimilation als Krönung und Übertragung der Theorie der Analogie“). Drei Grundgedanken beherrschen diese Ausführungen: Das Geschenk der Übernatur setzt ein Gott gegenüber eigenständiges Geschöpf, somit eine „Natur“, voraus (72 99 191 f.) — womit dem Vorwurf des Supranaturalismus die Spitze abgebrochen ist und auf die Sinnhaftigkeit endlicher Substanzen unerwartet neues Licht fällt. Ermöglichungsgrund einer solchen „Natur“ ist eine schon in der Schöpfung wirksame werdende Exinanatio Gottes, der aus seiner Existenzfülle den Raum des Nichts als Existenzraum eigenständiger Geschöpfe freigibt (259). Schließlich dient dem Geschöpf die ihm zu eigen gegebene „Natur“ gleichsam als „Kaufpreis“ für die Übernatur, indem es seine „natürliche“ Selbstvollendung je und je zugunsten seiner über-

natürlichen Vollendung durch Gott zum Opfer zu bringen hat — womit das Leid (und das Übel als dessen Ermöglichungsgrund) ihren positiven Sinn und das Theodizeeproblem eine bisher noch nicht erteilte Antwort erhalten. Das Verhältnis zwischen Gott und Geschöpf ist somit für B. nicht das statische von Bild und Abbild (als „Analogie“), sondern ein dynamisches, sich je verwirklichendes Anteilgeben und -nehmen (als „Assimilation“). — Diese zum mindesten überdenkenswerten Gedankengänge, die eine integrale Rechtfertigung des tatsächlichen Katholizismus mit all seinen angebliehen „Schattenseiten“ sein wollen (vgl. 212 f. und die Auslegung der Notae Ecclesiae in Kap. 14—17), setzen nach B.s eigener Anweisung „weniger eine Systematisation der intellektuellen Gesichtspunkte als eine innerste Haltung des ganzen geistigen Seins voraus“ (211). So erschließen sie ihren ganzen Reichtum wohl erst dem inneren Nacherleben, und es wird auch verständlich, warum sie in oft mehr persuasiver und approximierender als stringenter Form vorgelegt werden. Zu diesem formalen Mangel (der teilweise auf B.s Erblindung zurückzuführen sein dürfte — S. 224, Ende, muß es „diktiert“ statt „geschrieben“ heißen) kommt allerdings hinzu, daß der Übersetzer dem deutschen Text offensichtlich nicht die gleiche Sorgfalt zuwenden konnte wie seiner deutschen Wiedergabe von „La Pensée“. So muß sich der Leser schon das bloße Textverständnis Mühe kosten lassen — aber diese Mühe lohnt sich: Er wird die überlieferten philosophischen Probleme auf christlich-konkrete und eben dadurch umfassendere Weise gestellt finden. Zwei gute Register, die der deutschen Ausgabe beigegeben sind, helfen bei der Erschließung dieser Fundgrube denkerischer Anregungen. — Einige sinnstörende Druckfehler, die auch der sachkundige Leser nicht leicht selbst verbessern kann, sind leider stehengeblieben. So ist S. 54 Z. 4 v. u. „Verstümmelungen“ statt „Verhimmelungen“ zu lesen, 58 Z. 6 „nicht“ statt „noch“, 83 Z. 14 „Unklugheit“ statt „Klugheit“.

Henrici

Diemer, A., Edmund Husserl. Versuch einer systematischen Darstellung seiner Phänomenologie (Monographien zur philosophischen Forschung, 15). 8^o (397 S.) Meisenheim 1956, Hain. 32.— DM; geb. 35.50 DM. — Phänomenologie ist zunächst wesentlich Methode, mit dem Anspruch, *die* philosophische Methode zu sein. Dennoch strebt auch schon Husserl ein philosophisches System an, eine eigentliche „universale Ontologie“, ein „metaphysisches System“, wie der Verf. formuliert (12, vgl. 56). Daher der vorliegende Versuch, Husserls Gesamtwerk (mit einer Fülle von direkten Zitationen) systematisch darzustellen. Es wird von der Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur fast ganz abgesehen; dagegen fällt des öfteren eine Bemerkung zu Heidegger, auch Husserls eigene Äußerungen zu denjenigen seiner Schüler, die sich über ihn hinausentwickelt haben, werden notiert. Notwendig war selbstverständlich die Auswertung des unglaublich reichhaltigen Husserlschen Nachlasses (leider findet sich keine genaue Orientierung über dessen einzelne Partien; die Sigla A, B, C usw., auch EU, scheinen solche zu unterscheiden; ebenso fehlen, außer einigen Hinweisen auf S. 61, Anm. 158, Jahresangaben). — Das leitende Thema ist die Frage nach der Konstitution des Seins (17), „nach den Strukturen, kraft deren und durch die sich jeweils das Phänomen in seinem Seinscharakter bekundet und ausweist“. Diese Frage geschieht als Rückfrage ins fragende Seiende selbst, also in die „Subjektivität“, die nicht Seiendes schafft, wohl aber das Sein des Seienden „begründet und konstituiert“ (18). Von vornherein irritiert die Zwielichtigkeit der Formeln: die Subjektivität „konstituiert“ das Sein der Seienden, und doch konstituiert sie es nur als „Phänomen“, also relativ auf Subjektivität; „Sein“ könne nie ohne Subjektivität sein (19). Subjektivität ist nun Intentionalität und damit (Selbst-) Transzendenz. So folgen sich zunächst drei instruktive Kapitel über die phänomenologische Methode, über Intentionalität als das phänomenologische Grundprinzip und das bestimmende Grundmotiv in Husserls philosophischem Entwicklungsgang. — Die Hauptteile behandeln dann in größter Ausführlichkeit die Strukturen der transzendentalen Subjektivität, die Beziehung von Vernunft und Wirklichkeit (Wahrheit und Sein — Sinn und Sein), Welt als phänomenologisches Problem, die Intersubjektivität, (in weniger ausführlicher Weise) die Lehre vom Absoluten, die Wertlehre, schließlich Phänomenologie als menschheitliche Selbstbesinnung (ein Kapitel, in dem Husserls Ehrgeiz oder jedenfalls Absicht, *die*

Philosophie zu bieten, am deutlichsten in Erscheinung tritt). — Die so erarbeitete Systematisierung ergibt jedoch kaum ein eigentliches System; die einzelnen Husserlschen Themata werden aber in eine durchsichtige Ordnung gebracht, die als organisches Prinzip die transzendente Reduktion hat: den Rückgang von allem schon Konstituierten zum Konstituierenden; immer wieder enthüllt sich etwas als bereits Konstituiertes, das Konstituierende muß daher tiefer gesucht und angesetzt werden. Diese phänomenologische „Odyssee“ Husserls vermag Interesse zu wecken, freilich doch wohl mehr geschichtlich-biographisches als direkt sachliches, weil das meiste in diesen alle Wirklichkeit durch die phänomenologische, eidetische und transzendente Reduktion neutralisierenden Analysen allzu konstruiert erscheinen muß. Man glaubt noch einmal mehr zu verstehen, warum Husserls beste Schüler ihm zuletzt die Gefolgschaft versagt und sich dem „Realen“ und „Konkreten“ zugewandt haben. Man fragt sich, wie es kam, daß nicht auch Husserl selbst es schließlich fertigbrachte, all die methodischen „Einklammerungen“ aufzuheben und nach dem wahren Sinn von „Sein“ und der Seinssetzungen überhaupt zu suchen, an dem der philosophierende Mensch letztlich allein interessiert ist: sein transzendentaler Idealismus kann ja auch innerhalb des phänomenologischen Denkens nicht als letzte Auskunft gelten. Das bezeugt auch Husserls Stellung zum Gottesproblem. Das Letztkonstituierende allen Seins ist nach ihm die „absolute Subjektivität“, das Ur-Ego als Ur-Grund von allem, was sich als Sein zeigt. „Welt“ ist somit „Leistungsgebilde meiner Subjektivität“ (23, Anm. 44); aber auch „das Absolute“, „die Gottheit“, ist konstitutive Setzung der transzendentalen Subjektivität: „Gott ist für mich, was er ist, aus meiner eigenen Bewußtseinsleistung“, was aber nicht heißen soll, „daß ich diese höchste Transzendenz erfinde und mache“ (375). Auch hier also jene Zweideutigkeit und Spannung der Aussagen. Wenn ich aber die höchste Transzendenz nicht „erfinde und mache“, besagt das nicht in einem, daß ihr Ansichsein vorausgesetzt wird? Und es ist doch philosophisch ungleich viel wesentlicher, sich zu fragen, was es mit diesem Ansichsein auf sich hat und ob es gelingen möchte, es ein wenig näherhin zu bestimmen. Wiederum erweist sich, daß Philosophie erst dann beginnt, wenn jene „Einklammerungen“ der phänomenologischen Methode fallen.

Ogiermann

Armbruster, L., Objekt und Transzendenz bei Jaspers. Sein Gegenstandsbegriff und die Möglichkeit der Metaphysik (Philosophie und Grenzwissenschaften, IX, 1). kl. 8^o (139 S.) Innsbruck 1957, Rauch. 11.40 DM. — Der Begriff des Objekts bei Jaspers wird, mit dem Blick auf seine letzte Einheit, in seinen typischen Abwandlungen untersucht. Leitend ist das Interesse, inwieweit von ihm her eine inhaltlich bestimmte, objektive Metaphysik (im Sinne der aristotelisch-scholastischen Tradition) möglich sei. Ergebnis: Es läßt sich die Richtung einer „sachlich berechtigten und kohärenten Weiterentwicklung seines Objektbegriffs“ angeben, in der die Überwindung der Jasperschen Epoché gegenüber einer solchen Metaphysik zu suchen ist. — Die saubere Gliederung der Studie in die Frage nach dem Gegenstand im allgemeinen, dem weltimmanenten Gegenstand, dem Umgreifenden, dem metaphysischen Gegenstand bei Jaspers gewährleistet einen ausreichenden Durchblick durch die fällige Problematik. Das letzte Kapitel ist jenem Versuch gewidmet, über Jaspers hinaus in eine eigentliche Metaphysik vorzudringen. — „Gegenstand“ ist nie das An-sich des anderen, sondern nur dessen Erscheinung-für-uns; freilich so, daß über das Gegenständlichsein hinaus das Ansich selbst irgendwie fühlbar wird, wenn auch nicht „bestimmbar“. Im vollen Sinn gegenständiglich ist die „empirische Wirklichkeit“. Was außerhalb ihrer liegt, heißt „ungegenständig“. So ist auch unser Wissen ungegenständig, wenn wir die Kategorien, die sich ursprünglich aufs Weltimmanente beziehen, auf anderes übertragen. Immerhin kann erhellende Vergewisserung überempirischer Wirklichkeit „inadäquate Vergegenständlichung“ heißen. Das Hinausgehen über eigentlich Gegenständliches ist das „Transzendieren“, das somit zu allen Weisen des „Umgreifenden“ (dessen, „worin“ alles ist und „worin“ alles bewußt wird), zumal zur „Existenz“ (dem „Selbstsein“ durch Freiheit) und schließlich zur „Transzendenz“ schlechthin geschieht, zur Gottheit. All dies kann inadäquat objektiviert werden, denn es ist in der Erscheinung für uns gegenwärtig, „daher durch sie hindurch indirekt spürbar zu machen“ (vgl. 72). Die Frage,

wie im Gegenstand das Umgreifende „erscheint“, wird eingehend diskutiert (74 ff.). Es zeigt sich, daß im Gegenstand zutiefst das „Sein“ sich reflektiert (79). „Metaphysischer“ Gegenstand kann alles werden, indem und insofern es den Charakter der „Chiffre“ annimmt, d. h. ein über Welt und Existenz wesendes „Absolutes“, „Eines“, „Letztes“ an-deutet und be-deutet. Das Lesenkönnen und faktische Lesen der Chiffren ist wie eine Art „unmittelbare Erfahrung oder Intuition zu denken“ (92). In dieser metaphysischen Erfahrung ist ein „Glaube“ im Spiel, jener „Wahrheitssinn, der der Existenz als solcher zukommt“ (107). — Erlaubt nun der Akt des Transzendierens in bezug auf die Transzendenz (das absolut Transzendente) Aussagen, die vor ihren entgegengesetzten als wahr bezeichnet werden können (vgl. 112), also inhaltlich bestimmte, objektive Sätze? Bei Jaspers selbst nicht. Inwiefern ist aber eine solche Metaphysik doch möglich? Als entscheidende Bedingung dafür gilt, daß „die logische Kontinuität zwischen den einzelnen Gegenstandsweisen von den Kategorien der Weltorientierung bis zu dem metaphysischen Gegenstand nirgends... gänzlich unterbrochen ist“ (115). Nun aber zeigen die Haupttypen des Gegenstandseins bei Jaspers kontinuierliche Übergänge (119), und vor allem besteht ein wesentlicher Zusammenhang zwischen weltimmanentem und metaphysischem Gegenstand (121 128 f.): dieser „erscheint“ ja in jenem, obschon nur „für“ Existenz und ihren Glaubenssinn. Jaspers berührt das Absolute in und aus der gegenständig gegebenen „Welt“, „weil der weltimmanente Gegenstand mehr als er selbst, Repräsentant aller anderen Weisen der Wirklichkeit und des Seins selber ist“ (132). — Dieser Versuch einer Überwindung Jaspers' durch Jaspers verdient alle Aufmerksamkeit. In der Tat hätte Jaspers der Möglichkeit einer eigentlichen Metaphysik mehr vorgearbeitet, als er selber wahrhaben möchte, wenn noch ein Punkt geklärt wäre: Der weltimmanente Gegenstand wird von ihm *kantisch* interpretiert, als durch das Bewußtsein-überhaupt kategorial überformtes „Phänomen“; kann nun durch ihn hindurch (und nur so ist der metaphysische Gegenstand erhellbar) je eine echt *ontologische* Aussage über die Transzendenz möglich werden? Die Anwendung der Kategorien auf Welttranszendentes behält bei Jaspers daher notwendig, um in seiner eigenen Sprache zu reden, etwas von einem geistigen „Spiel“, einem spekulativen „Erdenken“. Daß zutiefst nur die metaphysische *Analogie* der Seinsidee dem Gesamt der Problematik gerecht wird, das entwickelt der Verf. zum Schluß seiner Studie in anregender Weise.

Gogiermann

3. Naturphilosophie, Psychologie und Anthropologie

Dessauer, F., Naturwissenschaftliches Erkennen. Beiträge zur Naturphilosophie. 8^o (445 S.) Frankfurt a. M. 1958, Knecht. 24.80 DM. — Die anscheinend nur lose zusammenhängenden zwölf Kapitel des Buches verbindet doch der eine Gedanke der Erkenntnis, der Methode, die Wahrheit zu finden. Daß der durch seine zahlreichen Arbeiten im Grenzgebiet von Naturwissenschaft und Naturphilosophie so verdiente Verf. manchen Gedanken aus früheren Werken wieder aufgreift und im Sinn des Gesamtthemas weiter ausführt, ist von vornherein zu erwarten. Er hat aber auch verschiedenes Neue dazugegeben. Ein nicht geringer Raum ist geschichtlichen Betrachtungen gewidmet. Doch ist die Geschichte nicht Selbstzweck. Im Hintergrund steht immer das Systematische, das Grundsätzliche. So wenn D. von den Anfängen der Naturphilosophie bei den Griechen spricht, über Inhalt und Grenzen der Stoff-Form-Lehre und der aristotelischen Physik überhaupt kritisch berichtet (2. Kap., 27: ein Seinsprinzip ist nicht „ens rationis“!) oder das induktive Verfahren am klassischen Fall der Experimente Galileis erläutert (3. Kap.) und die Leistungen Newtons würdigt (4. Kap.). Aufschlußreich ist die in 15 Punkte gefaßte Gegenüberstellung der neuen Physik und der damaligen Scholastik (98 ff.). Nach einem kurzen Kapitel über Kant, den deutschen Idealismus und den älteren Positivismus kommt D. ausführlich auf die Haltung der Neuscholastik gegenüber der klassischen Physik zu sprechen (6. Kap.). Es ist für die Begegnung von Naturwissenschaft und Philosophie recht wertvoll, einmal zu hören,

was ein in der modernen Naturwissenschaft viel erfahrener Mann etwa über die Thesen von M. Schneid nach vorbildlich fleißiger Analyse zu sagen hat. Daß dabei nicht alles ins Schwarze trifft und einige Mißverständnisse unterlaufen, wird man dem Verf. gerne nachsehen; wenn D. z. B. die Substanz durch das System ersetzen möchte (176), so geht er damit doch am eigentlichen Problem vorbei. Den Abschluß der ersten Hälfte des Buches bilden 24 Thesen des methodischen Realismus der exakten Naturwissenschaft. Es folgen Abschnitte über den Anteil der Mathematik am naturwissenschaftlichen Erkennen und über die speziellen Fragen der belebten Natur. Es sind Gedanken, die z. T. schon in den beiden Bändchen „Auf den Spuren der Unendlichkeit“ und „Die Teleologie in der Natur“ vorliegen. Das 10. Kap. bringt Bemerkungen zu einzelnen aktuellen Problemen: Unschärfe, Wahrscheinlichkeit, spezielle Relativitätstheorie, Massen-Energie-Äquivalenz, während das folgende einen guten Überblick über die heute vorherrschenden Erkenntnis-haltungen (Neopositivismus, Konventionalismus usw.) gibt; hier spricht D. ausführlich von der methodischen Philosophie H. Dinglers. Der Schlußabschnitt bringt eine Synopsis über den zeitlichen Lauf des Universums. Seite 190 lies Salman, 193: Descoqs, 438 D: Hauser statt Hauer. Der Verf. hat sich mit Erfolg bemüht, nicht langweilig zu sein (vgl. 14). Die im Gesprächston gehaltenen Abhandlungen, die immer wieder mit interessanten Einzelheiten gewürzt sind, wird man gern und mit Nutzen durchstudieren.

Pohl

Hund, F., Die Begreifbarkeit der Natur: Naturwissenschaften 44 (1957) 460 bis 463. — Die Frage, wie Naturwissenschaft möglich sei, hat seit Kant bei der transzendentalen Deduktion der Möglichkeitsbedingungen menschlicher Erkenntnis eine wesentliche Rolle gespielt. Hier macht ein Physiker auf einige Bedingungen der physikalischen Naturerkenntnis aufmerksam, die für den faktischen Vollzug der physikalischen Erkenntnis von gewiß gleicher Bedeutsamkeit sind wie die gewöhnlich angeführten Momente. Es ist vor allem die Existenz sog. „einfacher“ Naturdinge, d. h. solcher Systeme, bei denen der Einfluß einiger weniger Faktoren quantitativ so stark überwiegt, daß der Einfluß der anderen Faktoren zunächst vernachlässigt und später als „Störung“ in Rechnung gestellt werden kann. Hierher gehört z. B. die Kleinheit der Planetenmassen gegenüber der Sonnenmasse, der Elektronenmasse gegenüber der Nukleonenmasse, der Ausdehnung des Atomkerns gegenüber der der Atomhülle, ebenso die Tatsache, daß über kosmische Entfernungen hinweg „praktisch“ nur Gravitationskräfte wirksam sind (wegen der gegenseitigen Abschirmung ungleichnamiger elektrischer Ladungen) und daß in der Elektronenhülle „praktisch“ nur elektrische Kräfte maßgeblich sind (wegen der kurzen Reichweite der Kernkräfte). Nur die Erprobung unserer Theorien an solchen einfachen Fällen gibt uns das Vertrauen, daß auch in den nicht mehr genau durchrechenbaren und nachprüfbar komplexeren Fällen unsere Theorien „grundsätzlich“ richtig sind, und wo keine solche einfachen Fälle als Direktiven der Theorienbildung vorhanden sind — z. B. in der Theorie des Kernaufbaus oder der Elementarteilchen —, kommt die physikalische Erkenntnis nur äußerst schwierig über das Sammeln von Tatsachen hinaus. Als Züge der Natur, die vielleicht nicht rational abgeleitet, sondern nur „historisch“ begriffen werden können und die doch das Gesamtbild der Natur fundamental prägen, führt H. gewisse Asymmetrien an: die große Abweichung des tatsächlichen Weltzustandes vom Zustand des thermodynamischen Gleichgewichts, die allein vegetatives Leben und „Signalfortpflanzung“, also Sinneswahrnehmung möglich macht, und das überwältigende Überwiegen positiver Protonen und negativer Elektronen (gegenüber den gleichfalls möglichen negativen Protonen und positiven Elektronen). Auch die in der Nichterhaltung der Parität zum Ausdruck kommende Rechts-links-Asymmetrie wäre vielleicht hierhin zu rechnen. — Diese Antrittsvorlesung bei der Übernahme des Göttinger Lehrstuhls für theoretische Physik will natürlich keine philosophisch-transzendente Untersuchung darstellen; als Ergänzung zu solchen Untersuchungen ist sie aber zumindest sehr interessant.

Büchel

March, A., Das neue Denken der modernen Physik (Rowohlts deutsche Enzyklopädie, 37). kl. 8^o (143 S.) Hamburg 1957, Rowohlt. 1.90 DM. — In an-

regender und leicht lesbarer Darstellung wird der Leser so weit in das Denken der modernen Physik eingeführt, als dies ohne Mathematik möglich ist. Inhaltlich handelt es sich zum großen Teil um eine Zusammenfassung der Ideen von „Natur und Erkenntnis“ und „Die physikalische Erkenntnis und ihre Grenzen“, so daß auf die Besprechung Schol 32 (1957) 129 verwiesen sei. Urteile über „richtig“ und „falsch“ werden rasch gefällt und fordern daher bisweilen zum Widerspruch heraus: Daß der Unterschied zwischen den grundsätzlich unveränderlichen Atomen Demokrits und den grundsätzlich wandelbaren Elementarteilchen der modernen Physik nur unwesentlich sei und darum auch die moderne Physik das Verdikt über die aristotelische Gegnerschaft gegen den Atomismus fordere (16), erscheint doch sehr fraglich, wenn man etwa die Ausführungen A. G. M. van Melsens über die substantiell veränderlichen *minima naturalia* der Aristoteliker berücksichtigt (vgl. Schol 30 [1955] 143); Demokrit als Philosoph hätte jedenfalls an den modernen wandelbaren Elementarteilchen keine Freude gehabt. Daß die Einführung des physikalischen Feldbegriffes den „Zusammenbruch der materialistischen Physik“ (47) bedeutet habe, ist eine zu grobe Vereinfachung, wenn auch J. Jeans in ähnlicher Weise dazu neigt, das Wellenfeld der Quantenphysik als „etwas Geistiges“ aufzufassen (vgl. Schol 31 [1956] 463 f.); über eine derartige „Widerlegung“ des Materialismus können die Vertreter des dialektischen Materialismus mit Recht spotten. Die experimentelle Bestätigung der allgemeinen Relativitätstheorie durch die Lichtablenkung am Sonnenrand ist nicht so eindeutig, wie es nach S. 71 erscheinen kann. Die Darstellung, als ob in der allgemeinen Relativitätstheorie die Gerade durch den Weg eines Lichtstrahls erklärt werde (74 f.), kann insofern leicht irreführen, als ja bei räumlich variablem g_{44} der Weg eines Lichtstrahls im Vakuum gerade nach der Relativitätstheorie von der (etwa mit Hilfe eines Kreiselkompasses bestimmten) „Linie mit überall gleicher Richtung“ abweicht. Die Rückführung der Unschärfenbeziehung auf „raum-zeitlich unzerlegbare Elementarakte“ von der Größe h (110 136) erscheint als Erklärung für den physikalischen Laien problematisch. Der Laie wird dabei gewiß an wesentlich *mikrophysikalische* Einzelprozesse denken; was gemeint ist, ist aber doch die sog. Reduktion der Wellenfunktion durch die Messung, der Verlust der Kenntnis der Phasenbeziehungen infolge des unkontrollierbaren Einflusses des Meßinstruments, und dieser ist, wie noch die Untersuchungen von G. Ludwig über den Meßprozeß in aller Deutlichkeit zeigen, wesentlich durch den *makroskopischen* Charakter des Meßinstruments bedingt.

Büchel

v. Weizsäcker, C. F., Zum Weltbild der Physik. 7., erweiterte Aufl. 8^o (378 S.) Stuttgart 1958, Hirzel. 14.70 DM. — Die 1. Auflage (1943) wurde schon in Schol 19 (1944) 97—99 besprochen. Damals waren es vier Aufsätze. Seitdem sind viele neue Beiträge hinzugekommen. Die vorliegende 7. Auflage enthält deren 18; von diesen waren acht in der 6. Auflage noch nicht enthalten. Um dem Leser die Übersicht zu erleichtern, hat W. diesmal ein Nachwort beigefügt, das den Zusammenhang der verschiedenen Themen andeutet. Da über die größeren Aufsätze der letzten Zeit in dieser Zeitschrift schon ausführlich berichtet wurde (Kontinuität und Möglichkeit: Schol 28 [1953] 453 f.; Komplementarität und Logik: ebd. 31 [1956] 460; Gestaltkreis und Komplementarität: ebd. 32 [1957] 462 f.), so begnügen wir uns hier, auf die übrigen in die neueste Auflage erstmals aufgenommenen Beiträge hinzuweisen. In den „Betrachtungen zu G. B. Vico“ geht es um die Frage, ob Anschauung oder mathematische Deduktion der Naturwissenschaft zum Fortschritt verhilft. Die „Beziehungen der theoretischen Physik zum Denken Heideggers“ bestehen einmal darin, daß beide, die Physik (durch Auflösung der überlieferten Begriffe von Raum, Zeit, Materie, Determination) und Heideggers Philosophie, vor dem Nichts stehen. Doch ist das kein Nihilismus. Positiv verbindet beide die Frage nach dem Sein, was das Atom *ist*, nicht im oberflächlichen Sinn des Descartes, sondern im Sinn der Frage Heideggers, was Sein selbst heißt. „Entepente und die abstrakte Kunst“ hat wohl nur eine sehr entfernte Verwandtschaft zum Weltbild der Physik. Es folgen eine biographische Skizze über N. Bohr und ein Aufsatz „Säkularisierung und Naturwissenschaft“. „Die Bedeutung der Logik für die Naturwissenschaft“ ist die Überschrift einer ausführlichen Besprechung zu G. Picht, Bil-

dung und Naturwissenschaft. Hier kommt W. auf die mehrwertige Logik, den Wahrheitsbegriff u. ä. zu sprechen. Im ganzen bedarf das Buch keiner Empfehlung mehr. Was den Aufsätzen W.s besonderen Wert verleiht, ist das sorgfältig abwägende, manchmal fast zu vorsichtige und zurückhaltende Urteil, das tiefes Eindringen in die Probleme und großen Weitblick auf Grund umfassender geschichtlicher und sachlicher Kenntnis verrät.

Pohl

Louis de Broglie und die Physiker. 8^o (248 S.) Hamburg 1955, Claassen. 14.80 DM. — Nach der Übersetzung von drei an einen breiteren Leserkreis gerichteten Büchern de B.s bringt der Claassen-Verlag in verdienstvoller Weise hier die Übersetzung der Festschrift zu de B.s 60. Geburtstag. Die Besprechung des französischen Originals „Louis de Broglie, physicien et penseur“ siehe in Schol 30 (1955) 466 f. In der deutschen Ausgabe wurden eine Reihe von Beiträgen spezielleren und schwerer verständlichen Inhalts weggelassen, so auch die in der angegebenen Besprechung erwähnten Beiträge von A. March, L. Brillouin, S. Watanabe und O. Costa de Beauregard. Die wissenschaftliche Bio- und Bibliographie de B.s ist auf den letzten Stand gebracht. Der deutsche Leser wird sich vor allem für die Beiträge des 1. Abschnitts über die Interpretation der Wellenmechanik interessieren, da hier die erste größere und zusammenfassende deutschsprachige Darstellung der neuerdings wieder aufgelebten Diskussion über die erkenntnistheoretischen und naturphilosophischen Folgerungen der Quantenphysik (Phänomenalismus-Positivismus und Indeterminismus oder Realismus und Determinismus?) gegeben wird. Als Darstellung des Zeitproblems in der Quantenphysik, das in der philosophischen Diskussion zu Unrecht meist weniger beachtet wird, verdient der Beitrag von H. Reichenbach besonders Interesse.

Büchel

de Broglie, L., La théorie de la mesure en mécanique ondulatoire (Interprétation usuelle et interprétation causale). gr. 8^o (VI u. 126 S.) Paris 1957, Gauthier-Villars. 2500.— Fr. — Eine Kernfrage der erkenntnistheoretischen Interpretation des quantenphysikalischen Formalismus stellt die Auffassung des Meßprozesses und der durch ihn bedingten „Reduktion der Wellenfunktion“ dar. J. v. Neumann hat in seinem Buch „Mathematische Grundlagen der Quantenmechanik“ eine eingehende mathematische Analyse dieses Problemkreises vom Standpunkt der „Kopenhagener Interpretation“ aus gegeben, wobei er einen angeblichen Beweis für die Unmöglichkeit „verborgener Parameter“ lieferte; B., der in seiner Theorie der „doppelten Lösung“ ausdrücklich gewisse „verborgene Parameter“ annimmt, setzt sich in der vorliegenden Arbeit mit der Auffassung v. Neumanns auseinander. Dabei stellt er zunächst mit Recht fest, daß der vielzitierte v. Neumannsche Beweis nur eine andere, und zwar eine umständlichere, Ausdrucksweise für die Heisenbergsche Unschärfebeziehung darstellt (27); der Unschärfebeziehung kann aber auch in der deterministischen Theorie, wie sie B. anstrebt, durchaus Rechnung getragen werden (93 ff.). Im folgenden wird sehr deutlich herausgearbeitet, daß es nicht die „Kenntnisnahme durch den Beobachter“ ist, die die Reduktion der Wellenfunktion bedingt, sondern die Einwirkung des (stets und wesentlich) makrophysikalischen Meßinstrumentes. Allerdings gibt B. zu, daß gerade die mit dieser Einwirkung des Meßinstrumentes verbundene Entropievermehrung vom realistischen Standpunkt aus noch einer genaueren Untersuchung bedürfe (120); die Untersuchungen von G. Ludwig (Die Grundlagen der Quantenmechanik, Berlin 1954, 122 ff.), die gerade dieses Problem weitestgehend geklärt haben und mutatis mutandis auch auf die Theorie der doppelten Lösung übertragen werden könnten, scheinen B. nicht bekannt zu sein. Man wird schließlich B. gerne zustimmen, daß gerade die Betrachtung der Korrelationsverhältnisse, wie sie bei Messungen „zweiter Art“ auftreten, die Annahme verborgener Parameter unvermeidlich macht, wenn man überhaupt noch an einem erkenntnistheoretischen Realismus festhalten will (101); daß aber diese Parameter auch physikalisch adäquat beschreibbar sein müßten, wie B. voraussetzt (40 78), dürfte vom Standpunkt eines erkenntnistheoretischen *kritischen* Realismus aus durchaus nicht gefordert sein.

Büchel

Neuhäusler, A., Ein Weg in die Relativitätstheorie. gr. 8^o (97 S.) Meisenheim 1957, Hain. 8.20 DM. — Das Ziel einer wissenschaftlich und philosophisch einwandfreien und doch auch für den physikalischen Laien verständlichen Einführung in die Relativitätstheorie, das sich die vorliegende Schrift stellt, muß immer wieder auf neuen Wegen angestrebt werden, denn eine ideale Lösung wird sich wohl nie finden lassen. An dem vorliegenden Versuch ist vor allem einerseits die Betonung des erkenntnistheoretischen Realismus hervorzuheben, andererseits das Bemühen, es dem physikalischen Laien „ganz genau“ zu erklären, so daß nach Möglichkeit keine beantwortbare Frage unbeantwortet bleibt. In philosophischer Hinsicht nimmt N. hinter den euklidischen Erscheinungen eine „wirkliche Ordnung des Dings an sich“ an, die nichteuklidisch sein soll. Das erscheint zunächst einleuchtend; aber müßte man nicht vielleicht noch weiter zurückgehen und überhaupt erst einmal nach dem Wesen und den Bedingungen der physikalischen Begriffsbildung fragen? Rez. glaubt, daß dann vielleicht einige Akzente anders zu setzen wären, ohne daß dies hier näher ausgeführt werden könnte. In physikalischer Hinsicht ist das Beispiel vom Weltraumfahrer (39) wohl nicht ganz glücklich behandelt: Der Raumfahrer wäre tatsächlich nach seiner Rückkehr weniger gealtert als seine auf der Erde verbliebenen Zeitgenossen; denn es handelt sich hier gar nicht um eine Transformation von Bezugssystemen, sondern um die Länge der durchlaufenen Weltlinie, und zwischen zwei Weltpunkten ist die Verbindung durch eine kräftefreie (=geodätische) Weltlinie, wie sie dem irdischen Beobachter zuzuordnen ist, stets länger als die Verbindung durch eine nicht-geodätische Weltlinie, wie sie der nicht-kräftefrei bewegte Raumfahrer durchläuft. Auch die Kritik an der Einsteinschen Diskussion des Gleichzeitigkeitsproblems (60 ff.) erscheint unberechtigt; es ist dabei übersehen, daß in dem Augenblick, in dem die Lichtstrahlen in M' (=der Mitte des fahrenden Zuges) eintreffen, M' gar nicht mehr M gegenübersteht — wie in der Zeichnung und der darauf basierenden Argumentation vorausgesetzt wird —, weil der Zug ja inzwischen weitergefahren ist. Richter

van Melsen, A. G. M., Atom gestern und heute. Die Geschichte des Atombegriffs von der Antike bis zur Gegenwart. Deutsche Ausgabe, mit Quellentexten erweitert von H. Dolch (Orbis Academicus). 8^o (XIII u. 315 S.) Freiburg/München 1957, Alber. 23.80 DM. — Entgegen einer weitverbreiteten Ansicht haben die Studien Duhems und weiter die Arbeiten von A. Maier und E. J. Dijksterhuis gezeigt, daß die neuzeitliche Naturwissenschaft nicht nur auf antike Gedanken, etwa eines Demokrit, zurückgegriffen hat, sondern ebenso sehr durch die mittelalterliche Tradition und vor allem durch die spätmittelalterlichen Schulen beeinflusst wurde. Diese Zusammenhänge hat M. in seinem Buch Van Atomos naar Atoom (Amsterdam 1949) für die spezielle Frage der Atomtheorie aufgewiesen. Der vorliegende Band ist nicht eine bloße Übersetzung dieses Werkes. Der Herausgeber hat vielmehr, getreu dem Programm des „Orbis Academicus“, in Zusammenarbeit mit dem Verf. die Übertragung durch eingefügte Zitate aus den Schriften der besprochenen Autoren erweitert. So lassen sich die Wandlungen des Atomgedankens in der Prägung Demokrits wie auch in der Form der minima-naturalia-Lehre, die auf Aristoteles zurückgeht, von der Antike angefangen durch das Mittelalter hindurch bis zum 17. Jahrhundert, wo sich die naturwissenschaftliche Atomauffassung vorbereitet, gut verfolgen. Der zweite Teil des Buches ist der Geschichte dieses neuen Atombegriffs von Dalton ab gewidmet. Sie führt herauf bis zum Atommodell von Bohr, dem Doppelaspekt der Materie und den neuesten Erkenntnissen der Kernphysik. Im Anschluß an die dargelegte geschichtliche Entwicklung drängt sich die grundsätzliche Frage auf, der das 6. Kap. gewidmet ist, wie Naturwissenschaft und Naturphilosophie zueinander stehen, wie sie gegenseitig ihre Arbeitsbereiche abzugrenzen haben. Gerade die Entwicklung der Atomlehre ist so recht geeignet, die Vorteile einer innigen Verbindung und Durchdringung beider Wissenschaften wie auch die selbstständige Aufgabe der Naturphilosophie herauszustellen, ein Ergebnis, das heute besonders aktuell ist. Pohl

Hennemann, G., Beitrag zur Interpretation der modernen Atomphysik (Forschungsberichte des Wirtschafts- und Verkehrsministeriums Nordrhein-Westfalen,

145). 4^o (34 S.) Köln/Opladen 1955, Westdeutscher Verlag. 10.— DM. — Ders., Zur erkenntnistheoretisch-ontologischen Problematik der modernen Atomphysik: *Studia philosophica* 17 (1957) 73—86. — Was die Arbeiten H.s vor manchen philosophischen Erörterungen über die Quantenphysik auszeichnet, ist das unablässige Bemühen, zunächst einmal die aus der Quantenphysik erwachsene philosophische Problematik ganz genau in den Griff zu bekommen, ehe Lösungsansätze vorgeschlagen oder weiterreichende Folgerungen gezogen werden. Dem Leser, der rasch zu einer fertigen Lösung gelangen möchte, mag dieses sorgfältige Abtasten der Problemgegebenheiten zwar vielleicht manchmal als ein Tasten der Unentschlossenheit erscheinen, wenn eine letzte Lösung in suspenso bleibt; aber dies ist besser als eine unbegründete Selbstsicherheit. Jedenfalls wird klarer als üblich herausgestellt, welches die eigentlich entscheidenden Fragepunkte betreffs Nichtobjektivierbarkeit, Komplementarität und Indeterminismus sind; wo erfährt man sonst etwas über die „Persistenz der klassischen Naturgesetze“, über den Begriff des „Zustandes“ in der Quantenphysik, über das Elektron als „Struktur“ usw.? Die Geisteshaltung der „Kopenhagener Interpretation“, die für einen Aufstehenden nicht leicht zu erfassen ist, wird vorzüglich charakterisiert, und doch ist andererseits klar, daß die Lösung, nach der der Verf. sucht, aus dem Boden eines erkenntnistheoretisch-ontologischen Realismus erwachsen wird. Gewiß kann man sagen, daß es sich im Grunde nur um ein Programm für eine im einzelnen noch zu leistende philosophische Arbeit handelt; aber ist nicht die Wahl des richtigen Weges entscheidender als das, was zwangsläufig daraus folgt? Was man noch wünschen könnte, wäre vielleicht eine stärkere Berücksichtigung der Quantentheorie der Felder und der „zweiten Quantelung“; diese stellt gewiß einen im allgemeinen zu wenig beachteten Zug des Wellen-Teilchen-Problems dar. Büchel

Hoyle, F., Das grenzenlose All. Der Vorstoß der modernen Astrophysik in den Weltraum (Forschen und Erkennen, Beiträge zum modernen Weltbild). 8^o (423 S.) Köln/Berlin 1957, Kiepenheuer u. Witsch. 18.50 DM. — Die Originalausgabe trägt den Titel „Frontiers of Astronomy“. In 20 zügig geschriebenen Kapiteln führt H. den Leser in die große Welt. Er geht von unserer Erde aus, berichtet über den Mond und die Planeten, schildert die Sonne und ihre Entwicklung, beschreibt dann verschiedene andere Sterntypen, betrachtet das große System der Milchstraße und diskutiert schließlich die Auffassungen über die Gesamtwelt; die Explosionstheorie wird abgelehnt, H. gibt aus mannigfachen Gründen der „Gleichgewichtstheorie“ den Vorzug. Sie besagt, daß Expansion und ständige Materieerzeugung sich das Gleichgewicht halten, so daß die Durchschnittsdichte im Weltall konstant bleibt. Der Verf., von Haus aus Mathematiker, wendet seine Wissenschaft mit Vorliebe auf astronomische, genauer astrophysikalische Probleme an. Er hat längere Zeit auf den großen kalifornischen Sternwarten am Mt. Wilson und Mt. Palomar gearbeitet. So konnte er ein reiches Material aus erstklassiger Quelle beziehen. Sein Buch enthält denn auch eine Fülle von interessanten neuesten Tatsachen und Theorien, begleitet von erläuternden Zeichnungen und einer großen Zahl von prächtigen Aufnahmen auf beigehefteten Tafeln. Etwas störend wirkt die ungleichmäßige Form der Darstellung. Warum sollte man nicht Zehnerpotenzen verwenden anstatt fast ganze Zeilen mit Nullen zu füllen (z. B. 71) oder von 1000 Millionen Millionen... (368) zu reden? Wenn man schon von (n, p) -Prozessen u. ä. spricht, hätte man auch das wagen dürfen. Störend wirken neben hochwissenschaftlichen Überlegungen Untiefen wie: „Der Anspruch des Menschen, sich weit über seinen Kameraden, das Tier, hinausentwickelt zu haben...“ (11), oder: „Das Universum ist alles; ... Atome und Sternsysteme; auch das Geistige, wenn es ebenso wie die Materie existiert; und wenn es einen Himmel und eine Hölle gibt, auch diese beiden...“ (353). Bei der deutschen Bearbeitung hätte man diese Dinge ruhig weglassen können; es hätte dem Ansehen des Verf. und dem Ernst des Buches keinen Eintrag getan. Auch was H. von der Entstehung des Lebens zu sagen weiß (122 ff.), ist nicht eben tief-sinnig. Nach solchen Erfahrungen wird es nicht wundernehmen, daß H. als Hauptthema seines Buches angibt, „den Zufall aus dem Spiel zu bringen“ (9), dabei aber gerade in seiner Gleichgewichtstheorie Willkür und Zufall zum Grundgesetz der Weltentwicklung macht, indem er einfach „verlangt, daß im Universum immerwährend

Atome entstehen . . .“ (! 368), ohne sich um die kausalen Voraussetzungen eines solchen Vorganges zu kümmern. „Die alten Fragen über den Anfang und das Ende der Welt erscheinen so in einem ganz anderen Licht, indem wir nämlich behaupten, daß sie bedeutungslos sind, denn das Universum hatte keinen Anfang . . . jedes Atom hat einen Anfang, doch das Universum nicht“ (372). Es mag sein, daß rein formal eine solche Theorie den Mathematiker befriedigt (vgl. 370). Aber in diesem Zusammenhang von „Schöpfung“ und „Erschaffung“ (369f.) zu reden ist ein Mißbrauch mit Worten, deren Sinn längst in ganz anderer Weise festgelegt ist.

Pohl

Portmann, A., Tarnung im Tierreich (Verständliche Wissenschaft, 61). kl. 8^o (112 S., 125 Abb.) Berlin 1956, Springer. 7.80 DM. — Schon in Darwins „Entstehung der Arten“ spielen die Beispiele über Tarnungen bei Tieren eine große Rolle, und seither ist dieses interessante Problem in der Zoologie viel beachtet und bearbeitet worden. Aus der ungeheueren Fülle interessanter Tatsachen bietet der Verf. eine sehr instruktive Auslese. Das mit einem sehr guten Bildmaterial versehene Bändchen möchte besonders auch Naturfreunde zu eigenen Beobachtungen anleiten. Der Verf. verfehlt auch nicht, immer wieder auf die Problematik der behandelten Fragen hinzuweisen. „Der Wert von Gestaltungen und Verhaltensweisen, die von den einen als Tarnung beurteilt werden, ist von den anderen Beobachtern bestritten worden . . . Vielerlei experimentelle Forschungen wurden eingesetzt, um den Wert dieser Faktoren im Ernst des Lebensspiels zu prüfen. Das Problem der Nachahmung wehrhafter Tiergestalten durch wehrlose, das als ‚Mimikry-Theorie‘ gerade berühmt wurde, ist zu einer ganz besonders umstrittenen Kampffront der Lebensforschung geworden“ (2). In 4 Kapiteln wird die Vielfalt der Erscheinungen vorgeführt: 1. Tarnung — eine optische Erscheinung. 2. Gestaltliche Mittel der Tarnung: a) Gestaltauflösung durch die Zeichnung des Körpers; b) Gestaltauflösung durch Aufhebung der plastischen Wirkung; c) Tarnung durch Maskierung; d) Tarnung durch gestaltliche Ähnlichkeiten; e) Mimikry. 3. Die Farbe im Dienst der Tarnung. 4. Experimente über die Bedeutung der Tarnung. Gerade dieses letzte Kap. zeigt klar, wie wenig wir noch über die kausale (wirkursächliche) Seite dieser komplexen Erscheinungen wissen. Vor allen Dingen ist mit der Feststellung des Erhaltungswertes einer tierischen Tracht noch nichts Wesentliches über ihre Entstehung ausgesagt. Die Entstehung dieser erstaunlichen Strukturen ist aber ein Problem, das wohl ohne Hinzunahme finaler Faktoren nicht angegangen werden kann.

Haas

Fischel, W., Die höheren Leistungen der Wirbeltiergehirne. 2., erw. und verb. Aufl. 8^o (122 S., 44 Abb.). Da seit dem Erscheinen der 1. Auflage 8 Jahre verstrichen sind und gerade in dem hier behandelten Spezialgebiet neue Forschungen das Blickfeld beträchtlich erweitert haben, ist es begrüßenswert, daß der Verf. sein von der Kritik gut beurteiltes Buch in erweiterter Form wiederum vorlegt. Das Ziel des Buches formuliert der Verf. im Vorwort zur 2. Aufl. folgendermaßen: „Nach wie vor ist es mein Ziel, die an Hand der verschiedenen Beispiele erläuterten Folgerungen dem Leser, vor allem dem Kritiker, möglichst klar darzulegen. Ferner kam es darauf an, die Psychologie des Menschen wie auch der Tiere zu vermehrter Berücksichtigung neurologischer und psychiatrischer Überlegungen anzuregen und Einseitigkeiten, die in allen Fachzweigen unterlaufen sind, zu vermeiden. Weiter als in der ersten Auflage wurde auch auf das Lebenswerk von I. P. Pawlow eingegangen.“ Der Stoff wird in 7 Kapiteln vorgelegt: 1. Gehirn und Psyche. 2. Die Assoziationsleistungen des Zwischenhirnes. 3. Die Basalganglien als Träger der erlernten Verhaltensform. 4. Das Zusammenwirken von Cortex und Basalganglion bei den Landwirbeltieren. 5. Die doppelte Steuerung höherer Leistungen. 6. Die nicht lokalisierbaren Leistungen des Gehirns. 7. Nachwort. — Es ist ein Vorzug dieser Abhandlung (wie auch anderer Schriften des Verf.s), daß der Verf. seine Begriffe immer klar zu formulieren versucht und seine Untersuchungen in Leitsätze zusammenfaßt. Der Beitrag eigener experimenteller Forschung ist bedeutsam (z. B. die Versuche mit doppelter Handlungsmöglichkeit und doppelter Zielsetzung). Auf ungelöste Fragen wird hingewiesen (z. B. Physiologie der Hemmung, 58). Wenn S. 106 das Denken

als „ein auf Gedächtnisleistungen beruhendes Mittel zum Erreichen von Zielen“ definiert wird, so ist damit nur ein kleiner Teilausschnitt dieser geistigen Fähigkeit benannt.

Haas

Muschalek, H., *Der Christ und die Schöpfung. Die Welt der Tiere*. gr. 8⁰ (383 S., 15 Tafeln, 155 Abb.) Berlin 1957, Morus-Verlag, 19.80 DM. — In der Einleitung spricht der durch seine Vorträge und Bücher bekannte Verf. über grundsätzliche naturphilosophische Fragen, d. h. über Zweckmäßigkeit in Körperbau und Organeinrichtungen der Tiere (wobei besonders Umweltlehre und Abstammungstheorie behandelt werden), über den Aufbau der tierischen Handlung und den teleologischen Gottesbeweis und seine Gegner. Im Hauptteil des Buches, dessen Absicht es ist, „möglichst plastische und eindrucksvolle Belege für Zweckmäßigkeit und Zielstrebigkeit in Bau und Leben der Tiere darzubieten“ (47), wird der außerordentlich reiche Stoff in drei Kapiteln dargeboten: 1. Organeinrichtungen der Tiere (Sinnesorgane, Abwehr und Angriff, Wasserbewohner, Eroberung des Luftraumes). 2. Tiere in ihrer Umwelt (Säugetiere in Steppe, Wald und Wüste, wasserleibige Säugetiere, extreme Nahrungsspezialisten, Krebse, unter schwierigsten Daseinsbedingungen, Veteranen aus grauer Vorzeit). 3. Das Tier als handelndes Subjekt (sinnvolles, situationsgerechtes Verhalten, komplizierte finale Instinkthandlungen). Eine Unmenge von Einzel Tatsachen sind nicht nur interessant und verständlich geschildert, sondern auch mit zahlreichen Erlebnisberichten aus der entsprechenden Literatur veranschaulicht. Wer Finalitätsbeispiele aus dem Tierleben sucht, dem kann dieses wissenschaftlich sehr zuverlässige Werk bestens empfohlen werden. — Der Verf. hat recht, wenn er S. 26 sagt, daß die Behauptung, Darwin sei Atheist gewesen, jeglicher Grundlage entbehre. Daraus folgt aber nicht, daß er an einen persönlichen Schöpfergott glaubte. Das läßt sich nicht mit dem Schluß von Darwins Hauptwerk „Die Entstehung der Arten...“ beweisen. Als man Darwin gerade wegen dieses Lobes auf den Schöpfer und die Schöpfung befragte, was er damit eigentlich gemeint habe, äußerte er folgende ganz agnostizistische Meinung: „Ich habe schon lange bedauert, daß ich dem Publikum nachgegeben und die Form des Pentateuchs ‚Erschaffung‘ gebraucht habe, womit ich wirklich nur ‚erschieden‘ infolge irgendeines gänzlich unbekanntes Prozesses gemeint habe“ (Darwin an J.D. Hooker). Haas

Weidel, W., *Virus. Die Geschichte vom geborgten Leben*. kl. 8⁰ (186 S., 27 Abb.) Berlin 1957, Springer. 7.80 DM. — In der Einleitung beschäftigt sich der Verf. mit der Frage: Was heißt und ist Virus? „Der Begriff Virus teilt seine mangelhafte Klarheit mit einem anderen Begriff, über den die Menschheit schon seit Jahrtausenden sehr viel Schönes und Tiefes, aber wissenschaftlich leider ganz und gar Unbrauchbares gedacht und gesagt hat: mit dem Begriff ‚Leben‘. Diese Gemeinsamkeit ist durchaus kein Zufall, sondern beruht auf einer tieferen Wechselbeziehung (1 f.).“ Die Entdeckung der Viren bietet auch einen Parade Fall für die naturwissenschaftliche Methodik (das Prinzip des indirekten Weges). Das 2. Kap. ist dem Begriff „Vermehrung“ gewidmet. W. beschreibt hier den Chemismus der Zelle unter dem Bild des Fließbandes. Die chemischen Reaktionsketten oder Fließbänder der Zelle hängen durch vielfältigste Querverbindungen und Verzweigungen miteinander zusammen, „so daß sich ein umfassendes dynamisches Netzwerk unaufhörlich in allen möglichen Richtungen ablaufender, chemischer Reaktionen ergibt“ (22). Aber das Entscheidende ist: „in der Zelle müssen die chemischen Reaktionsketten oder Fließbänder offenbar miteinander gekoppelt sein, daß sie am Ende nichts anderes produzieren als die zu ihrem Betrieb erforderlichen chemotechnischen Apparaturen und Einrichtungen, die alle zusammen ‚die Zelle‘ ausmachen“ (22). Und zwar ist es ein indirekter Vermehrungsmechanismus, der nur denkbar ist durch eine bis ins letzte getriebene Arbeitsteilung an vernetzten Fließbändern. W. glaubt von hier aus das aufspüren zu können, was eigentlich „Leben“ bei einer autonomen Zelle heißt: ein nach den vorstehend ausführlich erörterten Grundsätzen zusammengefügtes, bezüglich seiner Produktionsleistungen in sich selbst zurücklaufendes und sich eben und nur dadurch unaufhörlich erhaltendes und reproduzierendes chemisches Reaktionsnetz ist ein lebendes Gebilde (23). Wir möchten den Verf., der in seiner Abhandlung immer wieder Seitenhiebe gegen die „Philosophen“ und „Vitalisten“ austeilt, darauf

hinweisen, daß er mit dieser Definition auf biochemischer Ebene eigentlich das konkret ausdrückt, was die Naturphilosophen mit der „*actio immanens*“ des Lebendigen schon immer auf philosophischer Ebene ausgesprochen haben. Wird die Dynamik dieser *actio immanens* gestört, so erlischt das Leben. Auch das beschreibt der Verf. treffend. Die Virusteilchen übernehmen nun zeitweilig eine bestimmte Rolle im Reaktionsnetz der von ihnen infizierten Zelle, womit das Reaktionsnetz umgesteuert wird und statt normaler Zellkomponenten jetzt große Mengen von Virusteilchen produziert werden. Sie vermehren sich also mit Hilfe des bereits fertig vorgebildeten Reaktionsnetzes ihrer Wirtszelle. Im 3. Kap. berichtet der Verf. „vom technischen Umgang mit Viren“ (Aufspüren in der Natur, Züchtung, Mengenmessung, Teilchenzählung, Reindarstellung, chemische Charakterisierung, Besichtigung). Wichtig ist die Feststellung (60), daß man durch vollkommene Klärung des chemischen Reproduktionsmechanismus der Viren verallgemeinerungsfähige Einsichten „in einen der wichtigsten Tricks“ gewinnen kann, dessen sich die Natur bedient, „um im Kreis herum produzierende, d. h. lebende chemische Systeme zu ermöglichen“. Das 4. Kap. ist der Auseinandersetzung zwischen Virus und Zelle gewidmet. Die nächsten drei Kap. behandeln „Das Liebesleben der Viren“ (Rekombination, Virusgene, Genkarten, Modifikationen usw.), „Des Pudels Kern“ (Autokatalytische Reproduktionsmechanismen?, unklares Schicksal der infizierenden Virusnucleinsäure usw.) und „Virusbekämpfung“. Im letzten (8.) Kap. geht der Verf. nochmals auf mehr grundsätzliche Fragen ein: „Was ist Virus und woher stammt es?“ Er sagt hier treffend: „Anzunehmen, daß die Viren ‚Urformen des Lebens‘ sind, . . . diesen Kummer wird mir hoffentlich kein Leser dieses Büchleins bereiten. Zellen mit ihrer gegenüber einem Virusteilchen unerhört komplexen und vor allem dynamischen Organisation sind die unabhängige Voraussetzung für die Propagierung von Virusteilchen, und das Leben beginnt erst auf dem zellulären Niveau. Es ist ohne eine Gemeinschaftsleistung sehr vieler chemischer Komponenten gar nicht denkbar“ (181 f.). Zum Problem der Erzeugung steuern die Viren gleichfalls nicht viel bei (183). Das Büchlein ist in der Sammlung „Verständliche Wissenschaft“ (60. Bd.) erschienen und macht dieser ausgezeichneten Reihe alle Ehre, denn es ist mit umfassender wissenschaftlicher Sachkenntnis, aber ebenso in allgemeinverständlicher, bilderreicher Sprache geschrieben. Völlig unnötig sind die zahlreichen Ausfälle gegen Philosophen, Metaphysiker, Vitalisten und dergleichen Leute. Wenn W. von Vitalisten redet, hat man den Eindruck (etwa 14), daß immer der alte Vitalismus gemeint ist, der längst von keinem Neovitalisten mehr angenommen wird. Das ausgezeichnete Buch könnte in einer 2. Aufl. gewinnen, wenn diese unnötige Polemik wegfiel. Haas

Siwek, P., S. J., *Psychologia metaphysica. Editio quinta aucta et emendata.* 8^o (582 S.) Romae 1956, Universitas Gregoriana. — Dem reichen Inhalt dieser streng thomistisch orientierten Psychologie würde man auch gerecht werden mit dem etwas modifizierten Titel: Eine Metaphysik des empirisch erscheinenden Lebens. In den drei Hauptteilen des Buches handelt der Verf. zunächst vom Leben im allgemeinen und seinen metaphysischen Problemen, besonders der Frage nach dem Lebensprinzip (9—143); sodann von den Phänomenen und den Seinsprinzipien des sensitiven Lebens (147—276), schließlich vom Leben des Geistes im Menschen (279 bis 546). Dem Buch ist ein dreifacher Index beigegeben, darunter ein im allgemeinen gut ausgewähltes Verzeichnis aus neuerer Literatur, die im Werke selber nicht mehr verwertet werden konnte. Eine Eigenheit und ein Vorzug dieses klar geschriebenen und auch in seinen 53 Thesen übersichtlich aufgebauten Lehrbuches besteht darin, daß es viele Originalliteratur angibt, die zu einem weiteren Studium der hier behandelten Probleme führen kann. Damit wird auch der Gefahr vorgebeugt, daß die Schwierigkeit und das Verwickelte mancher Fragen durch die Klarheit der Darstellung verdeckt und überlagert wird. — Im wesentlichen legt das Buch die Gedanken einer aristotelisch-scholastischen Psychologie dar. Man merkt aber immer wieder, daß der Verf. sich auch in der modernen, speziell französischen und anglo-amerikanischen Psychologie gut auskennt. Eine Fülle von Problemen, die zum Teil schon rein didaktisch im Rahmen der Thesen nicht zu behandeln waren, sind in den zahlreichen Scholien oder Korollarien zum mindesten kurz zur Sprache gekommen. Auch wo der Verf. sich für Ansichten entscheidet, die im Lichte neuerer

Erkenntnisse nur schwer zu halten sind, führen seine Literaturhinweise kritische Geister über das in Thesenform Gesagte hinaus. So etwa bei der völligen Ablehnung des Transformismus für das Reich der Organismen, speziell für die Entwicklung des menschlichen Organismus aus Primatenstämmen (94—143), oder bei seiner Theorie von der Lokalisation der äußeren Sinneswahrnehmung (202—210). Sicher wäre es eine reizvolle und dringende Aufgabe, die zahlreichen Möglichkeiten und Fragen, die sich aus einer in die Metaphysik tendierenden empirischen Forschung ergeben, organisch in den Aufbau einer metaphysischen Psychologie einzubauen. Aber das ist ein Ideal, das die Zeit und wohl auch die Spannkraft eines einzelnen Forschers übersteigt. Man würde allerdings so zu neuen Lösungen und auch — daran ist kaum zu zweifeln — zu Fragestellungen kommen, von denen aus die eine oder andere bisherige Anschauung völlig neu durchdacht werden müßte. Unter dieser Rücksicht wäre vielleicht zu überlegen, ob der Verf. sich für eine neue Auflage des Buches nicht mit einem oder mehreren anerkannten und auch philosophisch gutgeschulten Biologen oder Tierpsychologen zusammmentun und so die eine oder andere Partie des Buches noch einmal durchsehen könnte.

Gilen

Lorscheid, B., Max Schelers Phänomenologie des Psychischen. 8^o (XI und 86 S.) Bonn 1957, Bouvier. 7.50 DM. — Die vorliegende Arbeit beruht auf einem gründlichen und offenbar über Jahre sich hinziehenden Studium der zahlreichen Schriften Schelers. Sie will eine philosophische, nicht eine psychologische Untersuchung zur Phänomenologie des Psychischen bei Scheler bieten. Daraus wird auch verständlich, daß die psychologischen Arbeiten zu diesem Problem (etwa Brentano, Krueger) nicht herangezogen werden. Trotzdem hat das Buch auch für eine Selbstbesinnung der Psychologie auf ihre Aufgaben und die Grundlagen ihrer Methode eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Das gilt besonders für die beiden letzten Teile der Arbeit, die sich mit der Schelerschen Erkenntnistheorie des Psychischen (26—74, darin ein Kapitel über die Erkenntnis des Fremdpsychischen) und dem Wissenschaftsbereich der Psychologie nach Scheler (75—86) beschäftigen. Im 1. Teil handelt der Verf. von der Schelerschen Wesensontologie des Psychischen (9—25). In diesem Abschnitt ist der Begriff der „inneren Wahrnehmung“ von zentraler Bedeutung (vgl. auch das Kapitel über den „inneren Sinn“ als Analysator des Psychischen, 26—46). Diese innere Wahrnehmung kann nicht etwa mit dem Erkenntnisinhalt oder dem Erkenntnismedium gleichgesetzt werden, der mit dem „Cogito“ Descartes' gemeint ist (vgl. 6 26). Inhaltlich schon deswegen nicht, weil sie sich auch auf die Innenwelt einer fremden Person richten kann. Als Erkenntnismedium nicht, weil sie, wie in der oben angeführten Zusammenfassung des Begriffes der inneren Wahrnehmung gesagt wird, nicht erst im Denken und Urteilen produziert, sondern im Erleben selber vorgefunden wird. Aus diesen Gründen ist es auch keineswegs so sicher, daß Scheler, wie er selber meint, mit seinen Darlegungen den Evidenzvortrag der cartesisch verstandenen inneren Wahrnehmung gegenüber der äußeren wirklich erschüttert hat (6 26). Eine kritische Untersuchung dieser Auffassung Schelers und seiner „Idole der Selbsterkenntnis“ lag allerdings außerhalb des Rahmens dieser Arbeit. Sie dürfte aber recht aufschlußreich und fruchtbar werden, ebenso wie die eingehende und auch kritische Entfaltung des Schelerschen Begriffes der inneren Wahrnehmung und seiner Voraussetzungen. Fast möchte man wünschen, daß der Verf. aus seiner Vertrautheit mit Scheler heraus und in der klaren und geschulten Art seiner Darstellung sich auch einmal dieser Arbeit widmen möchte. Er würde damit nicht nur der Schelerforschung, sondern auch einer allgemeiner gefaßten Gegenstandstheorie der Psychologie, die ja auch auf das seelische Sein geht und dabei das geistige Sein nicht unbedingt auszuschließen braucht (75 f. 80 f.), einen wertvollen Dienst erweisen.

Gilen

Lugmayer, K., Philosophie der Person. 8^o (302 S.) Salzburg 1956, Österreichischer Kulturverlag. 10. — DM. — Für den Begriff der Person, der dem Verf. dieses Buches vorschwebt, ist die Einheit oder Ordnung in der Dreiheit von Sein, Erkennen und Wollen entscheidend, ein Zahlenverhältnis, das in dem Buche mehrfach wiederkehrt. Er unterscheidet drei Seinsstufen: die Person, die Erscheinungswelt und das Ursein oder Gott. Die Person muß entmaterialisiert werden, sie steht auch

jenseits aller Biologie, da sie weder geboren wird noch stirbt, sie muß ebenfalls entpsychologisiert werden: sie denkt, begehrt und empfindet nicht (29). Der Verf. wäre noch damit einverstanden, daß die geistige Menschenseele als Person bezeichnet wird (53), jedenfalls hat sie mit den seelischen Erscheinungen an sich nichts zu tun. Wenn die Person trotzdem, wesenhaft, entscheidet und unterscheidet, so dürfen diese „Äußerungen der Person“ nicht etwa einer psychologischen Untersuchung unterzogen werden (dasselbe gilt von Verantwortung, Freiheit und Schuld), weil die Person einen metapsychischen und metaphysischen Tatbestand darstellt, der im Menschen nur den beseelten Organismus gebraucht. Es ist allerdings schwer einzusehen, weshalb die gleichen Bedenken nicht auch z. B. einer psychologischen Untersuchung des Denkens entgegenstehen sollten. Der Verf., der sich im übrigen einer anerkennenswert klaren Sprache bedient, macht weder hier noch bei anderen immerhin strittigen Punkten (z. B. in der Behauptung, daß die Aristotelische Unterscheidung von Substanz und Akzidentien sinnlos sei) den ernsthaften Versuch, diese seine Thesen in einem Zurückgehen auf die wirklichen Quellen selber zum mindesten in eine ernsthafte Diskussion hineinzustellen. Dieser Mangel ist vielleicht daraus zu erklären, daß er mehr eine Einführung in philosophische Probleme geben wollte. Dieser Intention würde es entsprechen, daß er zu Anfang zunächst einmal die Aufgabe der Philosophie beschreibt (9—16). Man kann allerdings sehr daran zweifeln, ob diese Aufgabe glücklich beschrieben wird als „eine Generalanalyse des menschlichen Denkens, die womöglich zu einer Generalsynthese führen soll“ (9), zumal das Denken nicht als eine Funktion der Person aufgefaßt wird, wie schon oben gesagt wurde. Leider sind dem ausführlichen Inhaltsverzeichnis keine Seitenangaben beigelegt.

Gilen

Betzendahl, W., Der menschliche Charakter in Wertung und Forschung. gr. 8^o (662 S.) Paderborn 1956, Schöningh. 43. — DM. — Bei diesem umfangreichen und, besonders in der philosophischen Literatur des 19. Jahrhunderts, sehr belesenen Buche geht es in erster Linie um eine *Bewertung* des Charakters, man könnte auch sagen: um „den Kreis einer Charakterisierung des Menschen . . . durch Dichter und Denker“ (662). Trotzdem kann das Buch auch der wissenschaftlichen Charakterforschung manche Anregungen geben. Diese Anregungen wären sicher noch fruchtbarer und vor allem greifbarer, wenn der Verf. die zahlreichen Belege und Literaturhinweise (auch auf seine eigenen psychopathologischen Arbeiten) nicht in den Text gesetzt, sondern in Anmerkungen beigegeben hätte. Ein Literatur- und Autorenverzeichnis, in dem die Namen Theophrast, Descartes, Hume, Kant, Voltaire, Shakespeare, Ibsen, Fichte, Nietzsche, Schopenhauer u. a. häufig aufzuführen wären, würde dem Werke sehr zu Nutzen sein. Seine praktische Brauchbarkeit wäre außerdem durch ein gutes, allerdings, wie man zugeben muß, nicht leicht zu erstellendes Sachverzeichnis merklich erhöht worden. Bei der Lektüre des Buches kommt einem mehr als einmal ein Satz in den Sinn, mit dem B. das Arbeiten E. v. Hartmanns kennzeichnet: „ein auf seine Lesefrüchte pochender Schriftsteller“ (161). Man würde aber mit einem solchen Urteil dem Buche in seiner Ganzheit nicht gerecht werden, besonders auch nicht dem letzten Abschnitt aus seinem Kapitel über Psychologie und Soziologie (352—497): Die Charaktere experimentalpsychologisch, physiognomisch, klinisch und pädagogisch betrachtet (443—497). Aus den übrigen Kapiteln seien die Hauptthemen genannt, bei denen man wohl hin und wieder die straffe Durchführung der Gedanken vermißt: Dämonie und Charakter (56—153), Positivismus und Anthropologie (154—247), Individualität und Persönlichkeit (248—351), Sexualität und Biologie (498—662).

Gilen

Luyten, N. A., O. P., La condition corporelle de l'homme (Discours universitaires, Nouvelle série, 21). gr. 8^o (45 S.) Freiburg (Schw.) 1957, Editions Universitaires. — Die menschliche Leib-Geist-Einheit war so sehr immer wieder eines der „Leitmotive“ in der Philosophiegeschichte, daß man meinen könnte, es sei nichts bedeutsam Neues mehr darüber zu sagen. Demgegenüber betont L. in seiner geistvollen und gründlichen Rektoratsrede zunächst, wie dieses Doppelsein des Menschen heute seine neue Aktualität gewonnen hat, da die Einheit und die Komplexität

menschlichen Seins in vielfach neuer Weise gesichtet, das Versagen einseitig spiritualistischer oder materialistischer Formeln erkannt wird, aber auch die Formel von der substanziellen Einheit in ihrer Tragweite weiter durchdacht und ausgeschöpft werden sollte. Sein Problem im Verlauf der Darlegung immer schärfer zuspitzend, behandelt der Verf. dann die Frage nach der Bedeutung des Körperlichen im Rahmen einer spiritualistischen Anthropologie, die Frage nach dem Sinn der „Inkarnation“ eines geistigen Wesens und seines Sichverhaftens an den „Determinismus der Materie“, dem sich das Geistige doch seinem innersten Wesen nach entzieht. Während das „Hilflos-unangepaßt-Sein“ des Vitalen nach höherer Leitung ruft, besteht das Paradoxon, daß Geistiges vom Leiblichen her Hemmung und Förderung erfährt. Die Transzendenz des Geistigen bewährt sich jedoch auch und in besonderer Weise in ihrer Körperbindung. Doch besagt die Suprematie der geistigen Wesensform nicht automatisch eine absolute Herrschaft; sie bleibt vielmehr auch Aufgabe, bei der das Geistige versagen kann, womit dann die Disharmonien gegeben sind. Dennoch, das ist ein Hauptanliegen des Verf., darf diese Disharmonie nicht zu einer „pessimistischen“ Auffassung der Körpergebundenheit verleiten, vielmehr tritt die positive Bedeutung des Leiblichen für das geistige Sein des Menschen hervor. Selbst in den schwersten Hemmungen durch Krankheit und Tod ist letztlich der Geist Sieger durch die Bejahung und Einordnung der Hemmungen von höherer (zuletzt jenseitiger) Warte aus. So ergibt sich eine „optimistisch-harmonische Schau des Menschseins. Zwei kurze, sehr klare und gründliche Anhänge handeln von der „Unicitas formae“ und vom letzten Souveränwerden des Geistes im Tode. Willwoll

Zavalloni, R., O. F. M., *La libertà personale nel quadro delle psicologia della condotta umana*. gr. 8^o (310 S.) Milano (1956), Vita e Pensiero., 2000.— L. — Das Vorwort zu dieser interessanten Untersuchung zum Problem der persönlichen Freiheit hat Gemelli geschrieben (1—8). Der Verhaltensbegriff, um den es hier geht, deckt sich nicht vollständig mit dem entsprechenden Begriff des Behaviorismus, der als Methode der psychologischen Untersuchungen nur die objektive Beobachtung zuläßt. Vielleicht hätte der Verf. für die methodische Seite seiner Arbeit und für die Stellungnahme zur Lehre von den bedingten Reflexen (26 f.) noch das Werk von Strauß über den Sinn der Sinne heranziehen können, das in dem reichhaltigen Literaturverzeichnis (277—301) nicht erscheint. Als menschliches Verhalten, in dessen Analyse die Freiheit als wesentliches Moment zu gelten hat, ist vielmehr das rationale Verhalten anzusehen (133), dessen Innenseite nur der Selbstbeobachtung zugänglich ist. Im 1. Teile des Buches gibt der Verf. einen geschichtlichen Überblick über die Problemlage (11—34) und untersucht sodann die Determinanten des menschlichen Verhaltens (35—72), zu denen auch der Willensfaktor gehört. Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit den Bedingungen des Wahlvorganges, der Bedeutung der Motivation und der Wertung der Motive (73—99). Der Verf. stützt sich in diesen Kapiteln (wie auch sonst) auf eine ausgebreitete Literaturkenntnis, speziell des nordamerikanischen Raumes. Eine wesentliche Frage des Buches gilt dem Problem, ob mit den klinischen Erfahrungen und psychotherapeutischen Beobachtungen der unbewußten Motive die Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen vereinbar ist. Gestützt auf die Untersuchungen von Rogers, Thorne, de Forest u. a. kommt der Verf. zu dem Schluß, daß die Fähigkeit zur freien und verantwortlichen Selbstbestimmung nicht nur ein Zeichen der voll integrierten Persönlichkeit ist. Selbstkontrolle und Selbstdisziplin *charakterisieren* vielmehr das echt menschliche, d. h. das rationale Verhalten (133). Das ist sicher eine anthropologisch sehr bedeutsame Feststellung. Es wird jedoch nicht ganz ersichtlich, ob das psychotherapeutische Material allein, das hier bearbeitet wurde, diese These genügend stützt, oder ob daseinsanalytische Interpretation zu diesen Gedanken drängt (133 bis 143). Der Verf. hat auch selber eine empirische Erhebung zum Problem der Freiheit bei Kindern und Jugendlichen im Alter von 11—20 Jahren durchgeführt, über die er S. 144—176 berichtet. Ein kleiner Teil der recht aufschlußreichen Protokolle ist in dem Werk abgedruckt. Er gewährt einen Einblick z. B. in das gegensätzliche Spiel der Motive bei schwierigen Berufsentscheidungen (162 f.). Im 2. Teil des Werkes (179—244) gibt Z. eine „Theoretische Wertung“ der empirischen Ergebnisse, die einer Analyse unterzogen wurden, ferner geht er auf ethisch-soziale und pädago-

gische Konsequenzen ein (245—271). Er bietet Grundlinien zu einer Philosophie der Freiheit, die aus dem Ganzen der menschlichen Person verstanden werden muß.
Gilen

Lange-Eichbaum, W., Genie, Irrsinn und Ruhm. Eine Pathographie des Genies. 4. Aufl., vollständig neu bearbeitet und um über 1500 neue Quellen vermehrt von W. Kurth, gr. 8^o (628 S.) München/Basel 1956, Reinhart. 34. — DM. — Die Neubearbeitung dieses bekannten Werkes bezieht sich nicht nur auf die seit 1942 erschienene Literatur. Auch der Aufbau ist gegenüber den früheren Auflagen wesentlich anders geworden. Im 1. Hauptteil gibt das Buch zunächst einen allgemeinen Überblick über das Genieproblem und die Theorien, speziell des 18. Jahrhunderts, die zu diesem Problem Stellung genommen haben (27—48). Die Grundthese L.—E.s, an der auch der Bearbeiter festhält, besagt, daß das Wort Genie nicht einen besonderen Menschentypus, etwa ein Hochtalent auf diesem oder jenem Gebiete, bezeichnet. Das Genie ist vielmehr ein Produkt seiner Umwelt, es „ist zweifellos Wertung durch eine Verehrergemeinde“ (47). In dem nun folgenden Abschnitt über Voraussetzungen und Rüstzeuge, mit denen diese These erhärtet werden soll (48 bis 112), sind dem Wertproblem nur drei Seiten gewidmet. Wenn hier der Wert beschrieben wird als „Erleben irgendeiner *Genußgröße* eines Trägers als *ich-positiv* von seiten des Verbrauchers“ (48), so müßte diese knappe Kennzeichnung doch wohl wertphilosophisch und auch kritisch mehr unterbaut werden. Besonders deswegen, weil die Auffassung des Genies als einer „Wertung“ wesentlich auf dem Fundament einer Theorie der Werte beruht (vgl. auch das Sachverzeichnis). — Eingehend und aufschlußreich ist die Abhandlung über den schöpferischen Menschen, seine Gaben und Talente, das biologische Substrat, die Abhängigkeit des Schaffens von der Umwelt. — Im 2. Hauptteil des Buches (114—162) wird das Verhältnis von Genie und Ruhm dargelegt unter den Gesichtspunkten: Das Problem Ruhm (114—151), Die Berühmten (151—155), Der Ruhm und sein Schicksal (155—162). Im 3. Hauptteil behandelt der Verf. das Problem „Genie und Irrsinn“ (163—193) und gibt sodann eine in seinem reichen Material fundierte Gruppierung, aus der hier die Einteilung der Berühmten in gesunde, neurotische, psychopathische und psychotische Hochtalente herausgehoben sei (230—239). Der 4. Hauptteil trägt genau die gleiche Überschrift wie das ganze Buch. Das ist formal zwar nicht ganz glücklich, läßt sich aber daraus rechtfertigen, daß er die Ergebnisse der vorhergehenden Teile zusammenfaßt (240—264). Der 5. und umfassendste Hauptteil („Pathographien“) bringt zunächst einmal die Belege (265—450), sodann die Quellen (451 bis 580) in 2860 Nummern. Diese Literaturzusammenstellung ist für jeden unentbehrlich, der sich mit den hier behandelten Fragen der Psychographie im allgemeinen oder auch mit einer einzelnen Persönlichkeit beschäftigen möchte. Daß diese Literaturangaben nicht vollständig sind, wird kaum wundernehmen; der Verf. weist selbst darauf hin (z. B. S. 373 zu Ignatius von Loyola). Religionspsychologisch dürfte vor allem die Stellungnahme zu Jesus interessieren (333—359). Der Bearbeiter distanziiert sich dabei von den zum Teil völlig unhaltbaren psychiatrischen Diagnosen, die der Verf. in dem Buche aufgestellt und durch die früheren Auflagen hindurchgeschleppt hatte.
Gilen

v. Weizsäcker, V., Pathosophie. 8^o (405 S.) Göttingen 1956, Vandenhoeck & Ruprecht. 19.80 DM. — Mit dem ungewöhnlichen Ausdruck „Pathosophie“ beschreibt der Verf. das an sich sehr komplexe Anliegen, das diesem Buche vorschwebt. Es geht hier nicht nur um eine medizinische Anthropologie, die den Berufsarzt, den Psychologen und Philosophen interessieren könnte. Vielmehr meint der Verf., daß die Struktur nicht nur des Menschen, sondern die der ganzen Welt „kreuzartig“ und somit die eines Pathos sei, das vom Kreuze her verstanden werden muß. Diese Einsicht (die übrigens stark an eine Stelle des Römerbriefes erinnert) wird vom Verf. als Pathosophie bezeichnet (266). Vielleicht wäre eine weitere Begründung dieses Gedankens manchem Leser erwünscht; sie wäre auch wohl der Systematik des Buches zugute gekommen. Eine solche Systematik hätte den Überblick über die sonst schwer zu bewältigende Fülle der Probleme erleichtert, die in diesem Werke aufgeworfen und wenigstens kurz besprochen werden. Im 1. Teil seines Buches handelt

der Verf. vom Ontischen und Pathischen (5—86). Unter dem Gesichtspunkt einer Ontologie des gesunden und des neurotischen Seelenlebens dürften die pathischen Kategorien interessieren, die der Verf. auch mit dem Namen des „pathischen Pentagramms“ belegt: Dürfen, Müssen, Sollen, Wollen, Können (63—87). Eine streng philosophische und anthropologische Fundierung dieser Kategorien, die aber nicht in der Absicht dieses Buches lag, könnte wertvolle Beiträge für daseinsanalytische Untersuchungen bieten. Der 2. Teil des Buches (87—216) enthält den Entwurf einer allgemeinen, der 3. Teil den Entwurf einer speziellen Krankheitslehre (217—263). Der umfangreichste 4. Teil bietet den „Versuch einer Enzyklopädie“ (264—396). In diesem Teile sind wohl am besten gelungen die Abschnitte über Sexualität (308 bis 337) und den Gestaltkreis (357—367), über den der Verf. eine rühmlich bekannte Monographie veröffentlicht hat (2. Aufl. 1943). Für andere Kapitel dieser Enzyklopädie ist bedeutend weniger Raum belassen, so z. B. für die Stichworte Sinn, Möglichkeit, Schmerz, Schwindel, Wille, Schwäche je eine bis zu zwei Seiten; ebenso für das an sich problemträchtige Kapitel: Religion, Politik, Psychologie und Medizin (388—390). Es kam dem Verf. wohl mehr darauf an, in essayistischer Form in die Probleme einzuführen, weniger darauf, der Vielfalt und Verschlungenheit dieser Fragen systematisch und in streng denkerischem Bemühen nachzugehen. Wir vermuten, daß dieses Buch, das schon 1950/51 geschrieben wurde, eine straffere Form erhalten hätte, wenn dem Verf. ein nochmaliges Durcharbeiten möglich gewesen wäre. Er hätte dann auch wohl die eine oder andere Aussage noch einmal kritisch überprüft. So etwa, wenn gesagt wird, daß jeder Tod das Ergebnis einer Geisteskrankheit sei (142). Speziell müßte die Ausweitung dieser These auch auf den Zelltod und das Postulat einer „Zell-Geisteskrankheit“ psychologisch und naturphilosophisch unterbaut werden.

Gilen

Oraison, M., Médecine et guérisseurs (Centre d'Études Laënnec). kl. 8^o (142 S.) Paris 1955, Lethielleux 375.— Fr. — Die Veröffentlichungen des Centre d'Études Laënnec behandeln Grenzfragen zwischen Medizin und Biologie einerseits und Psychologie und Moral andererseits. Der Verf. der vorliegenden Studie über „Medizin und Heilpraktiker“ war früher Arzt und wurde dann Priester; sein Interesse gilt besonders der Tiefenpsychologie (über seine theologische Doktordissertation „Vie chrétienne et problèmes de la sexualité“ vgl. Schol. 28 [1953] 625 f.). O. will am Beispiel der Heilpraktiker zeigen, daß sich die „offizielle Medizin“ kaum mit den psychischen Faktoren der Krankheiten, vor allem den unbewußten, beschäftigt, sondern ihr ganzes Interesse nur den körperlichen Störungen zuwendet. Aus dieser Tatsache heraus wird der Zulauf zu den Heilpraktikern und deren Erfolg weitgehend erklärt. Der Heilpraktiker hat immer dann Chancen, wenn ein unbewußter psychischer Faktor in der Genese einer Krankheit eine Rolle spielt oder psychische Faktoren eine rein körperliche Krankheit komplizieren. O. kommt daher zu dem Schluß, „diese psychotherapeutische Wirkung, die die Heilpraktiker in einer primitiven und plumpen Form ausüben, kann in den Händen von Ärzten eine hervorragende Waffe im Kampf für eine bessere Gesundheit werden“. Um der „Heilpraktikerkrankheit“ und der „Flut von Kinderei“, wie O. den Zulauf zu den Heilpraktikern nennt, wirksam zu steuern, schlägt O. vor, den Heilpraktikern eine offizielle Rechtsstellung zu geben und sie in die Spitäler zuzulassen, um mit ihnen zu arbeiten. Ich wette, schreibt O., daß dann ihre Wirksamkeit (efficacité) und der Zulauf zu ihnen in weitem Ausmaße schwinden wird. — Das Büchlein ist in flüssigem Stil geschrieben, enttäuscht jedoch, da kaum einschlägige Literatur behandelt wird; der von oben herab belehrende Ton gegenüber der „offiziellen Medizin“ wirkt etwas peinlich. Auch erscheint das Phänomen der Heilpraktiker zu einfach gesehen; es gibt Länder, wo die Heilpraktiker eine anerkannte Rechtsstellung besitzen und trotzdem sehr gesucht sind. Daß man manchen Ärzten geringes Verständnis für psychische Bedingtheiten von Krankheiten vorwerfen kann, ist nicht zu bestreiten; aber der gesamten Medizin gegenüber (zu der ja die Psychotherapie und die psychosomatische Medizin auch gehören) erscheint dieser Vorwurf doch einseitig. Man neigt heutzutage in verschiedenen Ländern eher dazu, die Psychogenese zu übertreiben.

Herbst

Neuhäusler, A., Telepathie, Hellsehen, Präkognition (Dalp, 327). kl. 8^o (124 S.) München 1957, Lehnen. 2.80 DM. — In ruhiger, sachlicher Argumentation bemüht sich die Schrift, Schritt um Schritt den Weg zu der Erkenntnis zu ebnen, daß die Existenz telepathischer und präkognitiver Phänomene bei vorurteilsfreier Betrachtung vernünftigerweise nicht bestritten werden kann. Die Probleme der Täuschung, des Zufalls, der Wahrscheinlichkeit usw. werden gründlich diskutiert, wobei auch vom Verf. selbst angestellte Versuche mit dem holländischen Hellscher Croiset herangezogen werden. Ein betont vorsichtiger Erklärungsversuch unterscheidet im Hinblick auf die Präkognition zwischen „reeller“ Noch-nicht-Wirklichkeit und „ideeller“ Vorausgeplantheit der Zukunft; die letztere soll es sein, die bei der Präkognition irgendwie erschaut wird. Zur Begründung dieser Unterscheidung wird auf jene Fälle verwiesen, in denen ein präkognitiv vorausgesehenes Unglück gerade auf Grund des Vorgesichtes verhindert wird. Da in diesem Fall das vorausgesehene Unglück gar nicht realiter eintritt, konnte es auch nicht in seinem Realsein vorausgesehen werden, sondern nur in seinem ideellen Geplant-Sein. Natürlich erhebt sich die Frage nach dem Subjekt dieses ideellen Planens. N. gibt zu, keine klare Antwort vorlegen zu können; manche Sätze lassen den Leser in etwa an eine „Weltseele“, eine „Universal-Entelechie“ als „ideelle Potenz“ denken, ein Begriff, dem ja im Denken A. Wenzls, aus dessen Schule N. kommt, eine nicht unerhebliche Bedeutung zukommt. Um die Belastung mit dieser Frage zu vermeiden, hat Ref. in Schol. 30 (1955) 233 zur Erklärung der Präkognition die Annahme einer überzeitlichen Existenzweise der Seele vorgeschlagen, in der die Seele das zukünftige Geschehen in seiner zukünftigen realen Wirklichkeit schaut — eine Auffassung, die im übrigen manche Berührungspunkte mit dem haben dürfte, was N. 111 hinsichtlich der Überzeitlichkeit des geistigen Seins andeutet. Die Fälle des vorausgesehenen, aber abgewandten Unglücks wären dann so aufzufassen, daß nur die real eingetretene Gefahrensituation eigentlich vorausgeahnt wurde und die Vision des eintretenden Unglücks selbst zu der subjektiv bedingten Ausdrucksweise zu rechnen ist, die sich die Vorahnung der Gefahr schafft. 108 unterscheidet N. ja selbst in ähnlicher Weise zwischen den verschiedenen Elementen eines präkognitiven Traums, und in dem 107 berichteten Traum ist das Hören der Sirene des Ambulanzwagens gewiß ebenfalls als subjektiv bedingte „Zutat“ aufzufassen; denn auch bei einem wirklichen Sturz des Kindes aus dem Fenster wäre nicht schon im gleichen Augenblick der Ambulanzwagen vorgefahren.

Büchel

Heyer, G. R., Menschen in Not. Ärztebriefe aus einer psychotherapeutischen Praxis, 1. Bd., 3., veränderte Aufl. gr. 8^o (172 S.) Stuttgart 1957, Hippokratesverlag. 19.50 DM. — In 26 Briefen, die nicht literarisch ersonnen, sondern im Lauf von Jahren wirklich an ärztliche Kollegen geschrieben wurden, erörtert der Verf. sein Vorgehen in mannigfaltigen therapeutischen „Fällen“. Auch für weitere Kreise verständlich geschrieben, bietet diesen das Buch wertvolle Einblicke nicht nur in die Praxis des Verf., sondern zugleich in den Sinn von Psychotherapie. Zwei Vorzüge der Briefe seien hervorgehoben. In ihnen spricht nicht nur der „Fachmann“, sondern der am Menschen, seinem Schicksal und seinem weiteren Werden menschlich interessierte „Arzt“, dem menschliches Vertrauen antworten kann. Sodann zeigen die Briefe (Brief 14 u. a.), im Gegensatz zu noch vorhandenen Vorurteilen gegen Tiefenpsychologie und -therapie, wie weit diese über Einseitigkeiten und Irrungen der psychoanalytischen Urzeit hinaus entwickelt ist und wie es sich beim Unbewußten nicht nur um krankhafte Verdrängungen aus dem Bewußtsein handelt, sondern auch um eine tiefere Grundschicht gesunder und schöpferischer Kräfte. Einiges (Brief 4 über Onanieskrupeln) bedarf von seiten des Moraltheologen der klareren und präziseren Unterscheidung zwischen dem, was grundsätzlich sittlich recht oder unrecht ist, und dem, was im individuellen Fall von Menschenbewertung und -führung an Hand allgemeiner moralpsychologischer Prinzipienlehre wie der Erfahrungen zu beachten ist.

Willwoll

Willmann, O., Dialektik als Bildungslehre. Nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung. Mit einer Einführung von F. X. Eggersdorfer in O. Willmanns Leben und Werk 1839—1920. 6., unveränderte Aufl.

gr. 8^o (XXXVI u. 678 S.) Freiburg 1957, Herder. 32.— DM. — Das pädagogische Meisterwerk Willmanns wird nach 34 Jahren neu aufgelegt. Die Auflage ist unverändert und mußte es sein, weil ein klassisch gewordenes Werk sich nicht ergänzen läßt. Nur in einem Punkte hielten es die Herausgeber für nützlich, von der Willmannschen Vorlage abzugehen: Sie haben das ausgedehnte Inhaltsverzeichnis ganz wesentlich gekürzt, was keineswegs eine Verbesserung bedeutet. Auch hätte der wissenschaftlich interessierte Leser — und für diesen ist ja wohl ausschließlich die Neuauflage besorgt worden — gern die Vorrede zur 4. und 5. Auflage wiedergefunden, weil sie für das Werk aufschlußreich ist. Statt dessen hat E. als profunder Kenner Willmanns in einer ausgezeichneten Einleitung Willmanns Leben und Werk kurz dargestellt. Willmanns Werk nach so langen Jahren neu aufzulegen war ein sinnvoller und fruchtbarer Entschluß. Willmann ist der Altmeister der katholischen Erziehungswissenschaft. Sein philosophisches Denken führt von der damaligen deutschen Philosophie über Aristoteles und die Scholastik, sein pädagogisches von Herbart über die Herbartsschüler in ihm selbst zu einer neuen Synthese. Man könnte sein Werk, was Willmann selbst nicht getan hat, in drei große Teile scheiden. Der erste, die Einleitung, wäre eine erziehungswissenschaftliche Methoden- und Prinzipienlehre, der zweite, „die geschichtlichen Typen des Bildungswesens“, geben auf über 220 Seiten eine ausgezeichnete, im Detail sehr bewanderte Geschichte der Erziehung und Bildung, angefangen von der Erziehung der Inder über die Ägypter, Israeliten, Chinesen zur griechischen und römischen Bildung und von dort zum Christentum über das Mittelalter, die Renaissance, die Aufklärung zur modernen Zeit. In den folgenden 370 Seiten gibt Willmann gewissermaßen ein System der Pädagogik, das er aus seiner Geschichtsbetrachtung erwachsen läßt. Diese Art des pädagogischen Denkens, auf dem Hintergrunde geschichtlicher Erkenntnis die Wirklichkeit zu sehen, zu analysieren und darzustellen, war für seine Zeit neu. So bekommt sein System den sozialen und historischen Aspekt. Es ist nicht aus einer anfänglichen Idee eruiert, sondern in einer Durchdringung der Wirklichkeit gewonnen. Ganz hat Willmann den Ring herbartianischer Denkweise nicht sprengen können. Auch seine Bildungslehre ist vorwiegend auf die Schulbildung ausgerichtet. Das wird schon deutlich in seinem zweiten Abschnitt über die Bildungszwecke, obwohl in diesen grundsätzlichen Ausführungen der Blick noch sehr in die gesamte Weite des pädagogischen Feldes geht. Anders beim dritten Abschnitt über den „Bildungsinhalt“, beim vierten über die „Bildungsarbeit“ und beim fünften über das „Bildungswesen“. Hier engt sich der Blick mehr und mehr auf die Schule ein, auf das Lehren und Lernen. Im Bildungsinhalt unterscheidet Willmann fundamentale und akzessorische Elemente der Bildung, denen sich die Fertigkeiten zugesellen. Fundamental ist vor allem die Philologie, als Schreibkunst, als Sprachkunde, als Sprachkunst, als schöne Literatur, in den alten und modernen Sprachen und in der Muttersprache. Fundamental sind weiterhin die Mathematik, die Philosophie und die Theologie. Akzessorisch dagegen die Geschichte, die Weltkunde, die Naturkunde, die Polymathie. Zu den Fertigkeiten zählt Willmann die Musik, die Graphik, die Technik und die Gymnastik. Immerhin ist es interessant zu sehen, welches Gewicht Willmann diesen Fertigkeiten beimißt. Und das zu einer Zeit, in der man die persönlichkeitsbildenden Qualitäten dieser Fertigkeiten erst langsam zu ahnen begann. Was Willmann im vierten Abschnitt über die Bildungsarbeit sagt, mag in seinem wissenschaftlichen Gewande manchmal etwas zu zeitgebunden erscheinen. In den grundsätzlichen Erkenntnissen bleibt es überdauernd. Was Willmann über das Lehrverfahren sagt, ist durch neuere Erkenntnisse weitgehend abgelöst worden. Ganz modern muten dagegen Willmanns Ausführungen im fünften Abschnitt „das Bildungswesen“ über das Bildungswesen vom Gesichtspunkte der Gesellschaft aus an. Ein kurzer Abschnitt über „Die Bildungsaufgaben im Ganzen der menschlichen Lebensaufgaben“ beschließt das Buch. Der Wert der Neuauflage liegt nicht allein darin, daß man ein klassisches Werk wieder zur Hand hat. Darüber hinaus ist Willmann erster und bisher noch nicht wieder erreichter Höhepunkt der katholischen Erziehungswissenschaft. Ihn kann kein katholischer Pädagoge unberücksichtigt lassen. Aber ebensowenig darf er bei ihm stehenbleiben.

Erlinghagen

Hollenbach M. J., *Der Mensch als Entwurf. Seinsgemäße Erziehung in technisierter Zeit.* gr. 8^o (499 S.) Frankfurt a. M. 1957, Knecht. 17.80 DM. Problemstellung und Zielsteckung dieses geistvollen Werkes sind durch Titel und Untertitel gekennzeichnet. Die neue, technisierte Zeit prägt einen teilweise neuen, nicht geringwertigeren, aber andersartigen Jugendtyp und stellt damit die Erziehung vor vielfach neue Fragen. Den Lösungsversuchen fehlt größtenteils eine metaphysische Verankerung der Erfahrungsstatsachen, und das Hauptanliegen des Verf. zielt darum darauf hin, gestützt auf moderne Forschungsergebnisse und persönliche erzieherische Erfahrung, eine metaphysische Deutung der Tatsachen zu erarbeiten, bei der innerstes Sein und Sinn der Jugendentwicklung erhellt werden. Dabei setzt er sich ausführlich mit der Freudschen Psychoanalyse auseinander, insofern diese zu einer Weltanschauung verleitet, die den Menschen nur von unten, vom Triebwesen her begreift. Die ersten Kapitel skizzieren die pädagogische Situation. Nicht alles, was an heutiger Jugend vermischt wird (Konzentrationskraft, geistige Initiative und Reife im Widerstreit zwischen Frühreife einerseits, Verzögerung gemüthafter und sittlicher Reife anderseits usw.), ist auf Konto der Technisierung allein zu schreiben. Die Verzögerung geistiger Reifung mag sogar ein Selbstschutz gegen verfrühte Auseinandersetzung mit zu vielen Problemen sein. Doch bringt der Einbruch der Leibes-technisierung in die Familie die Kinder vielfach um die naturgemäße geistige Geborgenheit und nötige ruhige Entwicklungsmöglichkeit. Bedeutend schwerwiegender aber ist die Schädigung der jungen Seele durch die Enttäuschungen an der Wertwelt, bzw. das Fehlen der Wertwelt bei den Erwachsenen mit ihrer positivistisch-utilitaristischen Relativierung von Wahrheit und sittlichem Wert und ihrer Unfähigkeit, den Jugendlichen zur Antwort auf die Sinnfragen des Seins zu führen. Der Mensch ist aber nicht nur auf das individuell und sozial „Nützliche“ hin entworfen. In eingehender und feinsinniger Deutung des kindlichen Spieles, bei dem so oft nur vom „illusionären und magischen Alter“ gesprochen wird, sieht der Verf. in diesem Spielen den Aufbruch und Ausdruck des Entworfenenseins auf den „absoluten Partner“, Gott, hin, auf den Mitmenschen als Zwischeninstanz auf dem Weg zum absoluten Partner und zu geforderten absoluten Wertnormen hin. Der metaphysische Drang nach Wahrheit, Freiheit und Glück bekundet sich im Spiel. Zugleich soll sich dabei die Gemütsgrundlage für formale Wissensbildung entwickeln, die später durch Belehrung allein kaum nachgeholt werden kann. Im Durchblick durch die Spielhaltungen von 1—19 Jahren wird eine Stufenfolge der Wissensentwicklung geboten, von gewöhnungsweiser Identifizierung zwischen Norm und führendem Menschen (der Mutter zunächst) über „ambivalentes Belehrungsgewissen“ (4—10) und vorkritisches Verantwortungsgewissen mit Führungsbedürftigkeit bis zur Eigenständigkeit selbstkritischen Verantwortungsbewußtseins. Im erwachten Gewissen erfährt sich der Mensch als „durch Gott verfügt“ im Knechtsein oder Magdsein als Tiefstem seines Seins. Auf das Absolute und die Gottverähnlichung in unbegrenzter Wahrheit, Freiheit und Glücklichkeit hin entworfen, erlebt sich der Jugendliche aber zugleich in seinem Nie-vollendet-Sein. Die damit gegebene Antinomie löst sich erst in der Menschwerdung des Ewigen Wortes und in der zu letzten Sinnerfülltheit führenden Haltung zu ihm. Die Wurzel der Gefühlstiefe, die geist-seelische Sehnsucht nach dem Unendlichen kann auch in technisierter Welt geweckt werden durch Erfassen der eigenen Situation im Sinnanzug der Schöpfung. Was als Gemütsarmut und kritische Geisteshaltung neuer Jugend getadelt wird, kann auch Wandlung zu größerer Echtheit bedeuten. — Das reichhaltige Literaturverzeichnis weist darauf hin, wie ausgiebig der Verf. sich im Text mit älterer und neuer Literatur selbständig, von der metaphysischen Deutungsweise her auseinandersetzt. Das Buch mit seiner in Kürze kaum andeutbaren Gedankenfülle wird dabei zu einer „Metaphysik der Erziehungsweisheit“, die dem Leser, der das Werk langsam durcharbeitet, reiche und vielfach neue Sichtweisen schenkt.

Willwoll

„Weltbild und Erziehung.“ Eine pädagogische Reihe. kl. 8^o Würzburg, Werkbund-Verlag: Bd. 12: *Guardini, R.*, und *Bollnow, F. O.*, Begegnung und Bildung. (54 S.) 1956, 2.70 DM; — Bd. 13: *Hoffmann, E.*, Das Problem der Schul-

reife. Ein Gutachten. (32 S.) 1956, 1.80 DM; — Bd. 14: *Messerschmid, F.*, Die Weiterbildung des Lehrers. (31 S.) 1956, 1.80 DM; — Bd. 15: *Heimpel, E.*, Das Jugendkollektiv A. S. Makarenkos. (80 S.) 1956, 3.50 DM; — Bd. 16: *Guardini, R.*, und *Spranger, E.*, Vom Stilleren Leben. (60 S.) 1956, 2.70 DM; — Bd. 17: *Blättner, F.*, Die Dichtung in Unterricht und Wissenschaft. (36 S.) 1956, 2.— DM; — Bd. 18: *Becker, H.*, und *Clemens, W.*, Elternhaus, höhere Schule und Universität. (56 S.) 1956, 2.70 DM; — Bd. 19: *Picht, G.*, Unterwegs zu neuen Leitbildern. (60 S.) 1956, 2.70 DM. — Die Herausgeber machen in einer Vorbemerkung zu *Guardini-Bollnows* Schrift darauf aufmerksam, daß der Begriff der Begegnung innerhalb der pädagogischen Theorie in jüngster Zeit mehr und mehr an Bedeutung gewinnt. Begegnung und Bildung sind die Pole der heutigen Erziehungsproblematik. Nach G. findet Begegnung nicht zwischen Dingen, sondern erst dort statt, wo der Mensch an ihr teilhat. Dann können auch Dinge dem Menschen begegnen. Er kann das Gegenüber in sich aufnehmen, sich zu ihm verhalten, frei zu ihm Stellung nehmen. Die Freiheit des Sich-Öffnens ist Wesenselement der Begegnung. Soll sie glücken, so braucht sie eine günstige Stunde. Alles planende Wollen stört in ihr. Die Offenheit dem anderen gegenüber muß bis zu einem Wagnis seiner selbst gehen, bis zu einem Heraustreten aus sich selbst. „Der Mensch geht über sich selbst hinaus auf das andere, das Wesenhafte, zu und kommt eben darin erst wirklich zu sich selbst“ (23). Die Begegnung ist der Anfang der Wesensfindung. B. geht das Problem der Begegnung und Bildung vom Pädagogischen her an. Pädagogisch bedeutsam ist schon die Begegnung mit dem Gegenstande, einem Kunstwerk z. B., enger gesehen mit dem Unterrichtsstoff. Auch hier kann wie bei der Begegnung mit einem Menschen das eigentliche erlebnishafte Treffen auf das Gegenüber nicht erzwungen werden. Sie kann also auch nicht Ziel des Unterrichts sein, wohl aber ist es möglich, den Stoff als Gelegenheit der Begegnung darzubieten. Mag B.s Begriff der Begegnung auch nahe bei dem G.s liegen, so möchte er ihn doch gegen diesen abheben. Beide zielen allerdings auf eng beieinanderliegende Wirklichkeiten. — Von einer bisher nicht beachteten Sicht geht *E. Hoffmann* das Problem der Schulreife an. Sie fragt nicht, ob das Kind in der Lage sei (oder gar, wie es fähig gemacht werden könne), den Anforderungen der Schule zu genügen, sondern „ob die eigene Bildungsaufgabe der Vorschulzeit inhaltlich erfüllt ist“ (17). Erst jenes Kind ist „schulreif“ zu nennen, „das die Möglichkeiten der frühen Stufen ganz ausgeschöpft hat“ (21). Da ein großer Teil der Familien seine vorschulischen Aufgaben einfach nicht mehr erfüllen kann, fällt dem Kindergarten erhöhte Bedeutung zu. Seine Problematik ist neu und im Hinblick auf die Familie zu bedenken. — *Blättners* Anliegen ist es, den Zugang zu den überzeitlichen Dichtwerken über das Sprechen zu gewinnen und im Fragen nach der unmittelbaren Bedeutung zu vertiefen. Literaturanalytische, philosophische Erwägungen können im weiteren Verlauf manches ergänzen. Rein historische doch wohl nur ganz selten. — Aus langer Erfahrung heraus fordert *Messerschmid* eine Lehrerweiterbildung, die weit über das Fachliche und Methodische hinaus aus innerem Antrieb der Lehrerschaft vor allem in fruchtbarem Gespräch zwischen den verschiedenen Erfahrungen zu ganzheitlicher Bildung führen soll. Nur der geformte Mensch kann selbst bilden. Mit Entschiedenheit wird staatliche Reglementierung abgelehnt und die freie Initiative bei staatlicher finanzieller Hilfe befürwortet. — Wer den sowjetischen Staatspädagogen Makarenko zuerst zur Ehre der westlichen Altäre erhoben hat, ist nicht mehr ganz festzustellen. Seit einigen Jahren wird eine Art pädagogischen Heiligenkultes mit ihm getrieben. *E. Heimpel* zeigt, daß Makarenko in seinem Tun zu allgemeingültigen pädagogischen Erkenntnissen und Verhaltensweisen gekommen ist, die jede politische Bindung überschreiten, weil sie Mensch und Mensch in der Gemeinschaft sehen. Zu Unrecht reklamiert das offizielle Rußland Makarenko ausschließlich für sich und seine Ideologie, ist er doch sogar in Gegensatz zum Staatsapparat geraten. Aber die Verfasserin übersieht, wieviel Bedenkliches in Makarenkos Pädagogik steckt und daß er trotz allem einem unmenschlichen und daher unpädagogischen Lehrsystem verhaftet ist. — *Sprangers* Abhandlung „Wider den Lärm“ und *Guardinis* „Askese als Element der menschlichen Existenz“ sind mit einem Brief G.s „Wer ist ein Gentleman?“ zu einem Ganzen gefügt. Der von ihnen gewählte Titel trifft die gemeinsame Grundgesinnung.

Es ist die Sorge um die Stille der Seele und die daraus erwachsende Möglichkeit inneren Reichtums. Dieser wird gewonnen im asketischen Verzicht. „Wer höhere Lebensbereiche gewinnen will, muß niedrigere opfern. Wer sein Leben auf die ungemainen Werte stellen will, muß denen des Nutzens und Genusses entsagen“ (47). In jenen Bereichen findet er die Stille, er wird ein anderer Mensch, ein Gentleman, denn „ein Gentleman ist jener, der keinen Lärm macht“ (53), „einer, der die Kostbarkeit der Stille fühlt“ (55). — Das Büchlein von *Becker* und *Clemen* umfaßt zwei Vorträge, die vor der Jahresversammlung der Landeselternvereinigung der höheren Schulen in Bayern 1955 und 1956 gehalten wurden. Auch die Eltern haben ihre Not mit der Schule, nicht nur die Schüler und Lehrer. Die höhere Schule, die im 19. Jahrh. entstanden, hat den völligen Gesellschaftswandel nicht mitmachen können. Die Rechtslage der Eltern gegenüber der Schule ist im Laufe der Entwicklung bedeutend stärker geworden. Das hat zu einer Reihe von Prozessen geführt, die ihrerseits die Unsicherheit der Rechtsprechung offenbaren, anderseits aber auch zeigen, daß der Richter in Fragen der Erziehung nicht zuständig ist. Hier verlangt B. eine entscheidende Veränderung des pädagogischen Klimas. Das kann nur in einer intensiven Zusammenarbeit von Elternschaft und Lehrern geschehen. Cl. befaßt sich mit der Frage „Was erwartet die Hochschule von der höheren Schule?“. Das erste, was der Universität an den jungen Studenten auffällt, „ist nicht das mangelnde Sachwissen, sondern die zu gering ausgebildeten Fähigkeiten zum selbständigen Denken und selbständigen Arbeiten, die geringe geistige Bildung trotz des vorhandenen Detailwissens“ (33). Und im vorhandenen Wissen „das Nichtwissen von grundlegenden elementaren Tatsachen der allgemeinen Bildung und das Nichtverstandene des gelernten Wissens. Es ist ferner eine oft ganz ungenügende Fähigkeit des deutschen Ausdrucks, ein Versagen im Definieren, im Wiedergeben und Darstellen eines vorgegebenen geistigen Tatbestandes. Und das nicht nur im ersten Semester, sondern auch in den schriftlichen deutschen Staatsexamensarbeiten“ (33). Von nichts ist der Schüler im eigentlichen Sinne gepackt und gefesselt. Den Grund sieht Cl. in der Überfülle des Stoffes. Hinter ihr steht neben anderem auch noch „der überlebte enzyklopädische Bildungsbegriff des 19. Jahrhunderts“ (35). Auch von der Leistung hat die Schule eine einseitige Vorstellung. Sie ist zu sehr vom Gedächtnis her bestimmt. An alledem ist die Universität nicht unschuldig. Ihr Wissenschaftsbetrieb ist durch die mangelnde pädagogische Ausbildung der Lehramtskandidaten für die höhere Schule auch in diese eingedrungen, wo er nicht am Platze ist. Daher verlangt Cl. freiere Gestaltung des Lehrplans, größere Ermessens- und Entscheidungsfreiheit des Lehrers, mehr Zeit der Muße für den Schüler, Reform der Universitätsausbildung der späteren Studienräte. Erst dann wird die höhere Schule wieder die „Bildungsschule“ werden, die sie sein möchte. — Das von *Picht* unter dem Thema der Leitbilder behandelte, heiß umstrittene Problem erzieherischer Grundmodelle ist durch eine leicht dialektische Gespreiztheit in Stil und Gedankenführung eher dunkler als klarer geworden. Die für die erzieherische Praxis entscheidende Frage „Was wollen wir tun?“ kann nicht allein damit beantwortet werden, daß konstruierte Leitbilder, Projekte in die Zukunft, als innerlich unmöglich abgetan werden. Und es genügt nicht zu sagen: „Wir sollen fragen und unterwegs sein. Das ist alles“ (60). Eine genaue Bestimmung dessen, was mit dem Begriff „Leitbild“ fälschlicherweise für gewöhnlich gemeint wird, und dessen, was an ihm für die Erziehung unabdingbar und sinnvoll ist, hätte auch eine annähernde Antwort auf die Frage geben können, wen wir fragen sollen und wohin wir unterwegs sind. Diese bleibt offen, und das ist für die Theorie unbefriedigend, für die Praxis aber sinnlos. Erlinghagen